

LIECHTENSTEIN-INSTITUT

Thomas Milic, Philippe Rochat, Lorenz Ehrenfeldner

WIE ZUSAMMENGEHÖRIG FÜHLT SICH LIECHTENSTEIN?

Ergebnisse einer repräsentativen Umfrage über sozialen Zusammenhalt in Liechtenstein

BEITRÄGE 55/2024

Thomas Milic, Philippe Rochat, Lorenz Ehrenfeldner

Wie zusammengehörig fühlt sich Liechtenstein?

Ergebnisse einer repräsentativen Umfrage über sozialen Zusammenhalt in Liechtenstein

Beiträge Liechtenstein-Institut
55/2024

Liechtenstein-Institut

Verantwortlich für den Inhalt:
Thomas Milic, Forschungsleiter Politik, Liechtenstein-Institut
Philippe Rochat, Forschungsbeauftragter Politik, Liechtenstein-Institut
Lorenz Ehrenfeldner, Praktikant Politik, Liechtenstein-Institut

Die Autoren bedanken sich bei Christian Frommelt, dem ehemaligen Direktor des Liechtenstein-Instituts, für sein Engagement bei der Initiierung dieses Projekts.

Diese Studie wurde mit Unterstützung der Stiftung Lebenswertes Liechtenstein erstellt.

Thomas Milic, Philippe Rochat, Lorenz Ehrenfeldner: Wie zusammengehörig fühlt sich Liechtenstein? Ergebnisse einer repräsentativen Umfrage über sozialen Zusammenhalt in Liechtenstein. Beiträge Liechtenstein-Institut 55/2024. Gamprin-Bendern.

Die Verantwortung für den Inhalt liegt bei den Autoren.

Liechtenstein-Institut
St. Luziweg 2, 9487 Gamprin-Bendern, Liechtenstein
www.liechtenstein-institut.li

Druck: Gutenberg AG, Schaan

ISBN 978-3-9525-7404-1

Diese Publikation steht auf der Website des Liechtenstein-Instituts zum Download zur Verfügung.

INHALTSVERZEICHNIS

In Kürze 4
1 Einleitung 6
2 Theoretischer Rahmen 7
2.1 Definition 7
2.2 Messung 11
3 Wahrnehmung des gesellschaftlichen Zusammenhalts 12
3.1 Einschätzung des aktuellen gesellschaftlichen Zusammenhalts 12
3.2 Gründe für den schwindenden bzw. zunehmenden sozialen Zusammenhalt 16
4 Soziale Beziehungen 19
4.1 Soziale Vernetzung 19
4.2 Partizipation 26
4.3 Vertrauen 36
4.4 Akzeptanz von Diversität 38
5 Verbundenheit 41
5.1 Zugehörigkeitsgefühl 41
5.2 Identifikation 42
6 Gemeinwohlorientierung 48
6.1 Gesellschaftliches Verantwortungsbewusstsein 48
6.2 Solidarität 51
6.3 Anerkennung sozialer Ordnung und sozialer Regeln 57
7 Lebenszufriedenheit 63
7.1 Zufriedenheit mit dem Leben 63
7.2 Drängendste Probleme Liechtensteins 65
8 Schlussfolgerungen 68
9 Methodischer Steckbrief 71
9.1 Die Befragung 71
9.2 Die Stichprobe 71
10 Literaturverzeichnis 73

IN KÜRZE

Die Studie

Auf Initiative und in Kooperation mit der Stiftung Lebenswertes Liechtenstein führte das Liechtenstein-Institut eine Befragung zum sozialen Zusammenhalt in Liechtenstein durch. Die Befragung lief zwischen dem 20. Februar und dem 9. April 2024. Die Grundgesamtheit bildete die ständige Wohnbevölkerung in Liechtenstein zwischen 16 und 79 Jahren. Die Zufallsstichprobe wurde von Statistik Liechtenstein aus dem zentralen Personenregister gezogen, wobei die Anzahl Zielpersonen 3'500 betrug. Die Zielpersonen erhielten ein Einladungsschreiben, in welchem ein QR-Code aufgedruckt war, der eine Online-Teilnahme ermöglichte. Insgesamt flossen 891 Interviews in die Analyse ein, was einer Ausschöpfungsquote von rund 25 Prozent entspricht. Die Daten wurden sodann nach Geschlecht, Alter, Staatszugehörigkeit und höchstem Bildungsabschluss gewichtet und ausgewertet.

Sozialer Zusammenhalt stark, aber früher war er noch stärker

Die Liechtensteiner Bevölkerung selbst schätzt den Zusammenhalt im Land grossmehrheitlich (78 %) als eher oder gar sehr gut ein. Er habe aber, so die Meinung der Befragten, in den vergangenen Jahren eher abgenommen (44 %) oder sei gar stark geschwunden (7 %). Diese Sichtweise teilen Liechtensteiner Staatsangehörige eher (55 bzw. 8 %) als Ausländerinnen und Ausländer (32 bzw. 3 %) und Alteingesessene öfter (57 bzw. 8 %) eher als Neuzugezogene (31 bzw. 10 %). Die Gründe dafür sind in den Augen der Befragten: (universelle) Individualisierungstendenzen, ein schwindendes Kollektivgefühl, die demografische Entwicklung, die Digitalisierung, der Wohlstand, aber auch die Corona-Zeit.

Gute soziale Vernetzung, aber rund ein Fünftel kennt Nachbarschaft kaum

Die meisten hierzulande lebenden Menschen verfügen über ein intaktes soziales Netzwerk. Eine relative Mehrheit (40 %) kann auf vier bis neun Personen zählen, die im Notfall mit Hilfe zur Seite stehen. Bei einem weiteren knappen Drittel (31 %) umfasst dieser engere Freundeskreis zwei bis drei Personen. Nur wenige (8 %) haben niemanden, der ihnen in Krisenzeiten beisteht, und eine noch geringere Zahl (3 %) leidet auch darunter. Kontakte zum Freundeskreis werden regelmässig gepflegt, mittlerweile zwar primär über soziale Medien oder telefonisch, aber durchaus auch dadurch, dass man gemeinsam allerlei Dinge unternimmt (Restaurant, Kino, Sportveranstaltungen etc.). Gleichwohl fühlen sich zwölf Prozent der Befragten (mehr oder minder) häufig einsam.

Die nachbarschaftlichen Beziehungen sind im Regelfall gut. So gaben 54 Prozent der Befragten an, sich regelmässig in der Nachbarschaft zu unterhalten, und 40 Prozent gaben an, dass man sich gegenseitig aushelfe. Aber rund ein Fünftel (22 %) kennt seine Nachbarschaft kaum. Ähnlich hoch ist dieser Wert in Schweizer Agglomerationsgemeinden. Nicht alle nachbarschaftlichen Beziehungen sind indessen harmonisch oder zumindest anonym. Neun Prozent der Liechtensteiner Bevölkerung haben das Gefühl, dass man sich in ihrer Nachbarschaft bewusst aus dem Weg geht. Fünf Prozent kolportierten, dass es in der Nachbarschaft gar immer wieder einmal zu Spannungen kommt. Generell fällt auf: Je grösser die Gemeinde, desto höher der Anteil jener, die ihre Nachbarschaft nicht kennen.

Die Zahl der Vereinsmitgliedschaften ist hierzulande hoch und ehrenamtliche Tätigkeit relativ weit verbreitet, zumindest solange sie nicht allzu viel Zeit verschlingt. 36 Prozent der Befragten sind aktiv für einen Verein tätig, während weitere 28 Prozent in der Vergangenheit ehrenamtlich tätig waren. Bemerkenswert ist, dass es diesbezüglich kaum Unterschiede zwischen liechtensteinischen Staatsangehörigen und Ausländerinnen und Ausländern gibt. Neuzugezogene sind überdies vergleichbar oft im Vereinsleben eingebunden wie Alteingesessene.

Care-Arbeit wird ebenfalls viel geleistet, hauptsächlich von Frauen und primär im innerfamiliären Rahmen. Zeitaufwendige ehrenamtliche Arbeit (> 20 Stunden monatlich) leisten hingegen nur wenige (8 %).

Soziale Beziehungen ausserhalb der eigenen Bezugsgruppe sind zwar seltener als jene innerhalb des eigenen sozialen Kreises, aber in aller Regel nicht unerwünscht. Menschen mit anderem Lebensstil, anderer Religion oder anderen politischen Überzeugungen sind meist willkommen oder zumindest akzeptiert. Ein gewisses Konfliktpotenzial birgt der Umstand, dass 14 Prozent der Befragten angaben, Menschen mit einer ganz anderen politischen Überzeugung nur ungern als Nachbarn zu haben. Denn politisch Andersdenkenden wird man im Alltag irgendwann gewiss begegnen.

Starke Identifikation mit dem Land, selbst unter Nicht-Staatsangehörigen

Mehr als drei von vier Befragten (76 %) empfinden sich der Gesellschaft dazugehörig, während sich zwölf Prozent von der Gesellschaft ausgeschlossen fühlen. Auch die meisten Ausländer und Ausländerinnen fühlen sich der Liechtensteiner Gesellschaft dazugehörig, was für eine hohe Integrationsleistung der Liechtensteiner Gesellschaft spricht. Die Verbundenheit mit dem Land ist überdies hoch, durchaus vergleichbar mit anderen europäischen Staaten. Jede/jeder Zweite gab an, sich stark mit Liechtenstein verbunden zu fühlen, weitere 36 Prozent fühlen sich eher stark verbunden. Nach der Nation fühlen sich Befragte mit der kleinsten politischen Einheit im Land stark verbunden: mit der Wohngemeinde. 35 Prozent fühlen sich mit ihr stark verbunden, während 41 Prozent der Befragten angaben, sich eher stark verbunden zu fühlen.

Spendenbereitschaft gross für Notleidende, Diskussionen werden indessen gehässiger

Die Gemeinschaftsorientierung ist stark ausgeprägt. Mehr Hilfe in Not soll aber in erster Linie der Staat leisten, meint eine relative Mehrheit (46 %) der Liechtensteiner Wohnbevölkerung. Sich selbst sieht man hingegen seltener (32 %) in der Verantwortung. Während die Solidarität mit Hilfsbedürftigen im Land gross ist (nur acht Prozent sind der Ansicht, es werde diesbezüglich schon genug gemacht), sagt eine Mehrheit der Befragten (66 %), dass Liechtenstein genug leiste im Bereich der internationalen Solidarität. Gespendet wird ebenfalls vorrangig für inländische Gruppen oder Zwecke, hingegen weniger für Empfänger im Ausland. Das liegt indessen primär daran, dass man grösseren, (auch) im Ausland tätigen Spendenorganisationen offenbar weniger traut. Gespendet wird ausserdem zunächst für Menschen in einer bestimmten Notlage oder mit einer bestimmten Benachteiligung. Für allgemeine Zwecke wie Sport, Kulturelles oder Wissenschaft und Bildung ist die Spendenbereitschaft geringer, ebenso wie für Flüchtlinge und das Asylwesen.

Grundlegende Normen und Regeln des Zusammenlebens werden in den Augen der Bevölkerung weitestgehend respektiert und eingehalten. Das heisst aber nicht, dass nicht auch Störendes beobachtet wird. Jeweils 14 Prozent ärgern sich über falsch parkierte Autos und Hundekot auf der Strasse. Auch Vermüllung und Ruhestörung wurden vereinzelt als Probleme genannt. Vor allem aber habe, so die Befragten, die Debattenkultur an Schärfe und Kontroversität zugenommen, an Sachlichkeit hingegen abgenommen.

1 EINLEITUNG

Damit ein Gemeinwesen funktionieren kann, bedarf es des friedlichen und respektvollen Miteinanders ihrer individuellen Mitglieder. Dieses gesellschaftliche Miteinander ist nicht selbstverständlich. Wo es fehlt, werden Staaten dysfunktional und zerfallen im schlimmsten Fall gar. Beispiele dafür gibt es zur Genüge. Anderswo ist der soziale Zusammenhalt, wie dieses gesellschaftliche Miteinander auch genannt wird, hoch – die entsprechenden Gemeinwesen gedeihen und blühen in der Regel. Die wissenschaftliche Forschung hat die Bedeutung des gesellschaftlichen Miteinanders seit geraumer Weile erkannt und in der Folge auch erforscht.[1] Das prominenteste (politikwissenschaftliche) Beispiel dieses Forschungszweigs ist der bereits im Jahre 2000 erschienene Bestseller von Robert Putnam, «Bowling Alone», welcher das Wegsterben der Zivilgesellschaft und ihre Folgen in den USA thematisiert. Im Prinzip geht die Beschäftigung mit dem gesellschaftlichen Zusammenhalt zeitlich aber noch viel weiter zurück, sogar bis in die Anfänge der Sozialwissenschaft selbst (z. B. Durkheim 1893 oder Tönnies 1887). Dabei galt eigentlich immer schon die «Generalthese der schwindenden Kohäsion» (Schiefer und van der Noll 2017: 12).

Auch hierzulande ist gelegentlich zu hören, dass der soziale Zusammenhalt abgenommen habe. Fakt ist aber, dass das gesellschaftliche Miteinander in Liechtenstein bislang kaum erforscht wurde. 2008 wurde zwar eine Befragung zum Thema Sozialkapital durchgeführt (Hagen 2008), die Ergebnisse jedoch nie veröffentlicht. Mit der vorliegenden Umfrage soll der gesellschaftliche Zusammenhalt Liechtensteins nun erstmals detaillierter untersucht werden. Die Gründe für das Schliessen dieser bestehenden Forschungslücke sind möglicherweise nicht auf Anhieb zu erkennen: Niemand, der das Land kennt, würde Liechtenstein als dysfunktionales Gemeinwesen bezeichnen. Im Gegenteil: Für viele, auch Aussenstehende, ist das Land beinahe schon eine «Insel der Glückseligen». Trotzdem gibt es zumindest Anzeichen für eine wachsende Polarisierung, für ein sinkendes Vertrauen in politische Institutionen sowie generell für Veränderungen in der öffentlichen Diskussionskultur. Die Corona-Pandemie im Speziellen, so wird bisweilen kolportiert, habe auch hierzulande zu Verwerfungen geführt, die bis zum heutigen Tage nicht vollständig zugeschüttet worden seien.

Das Ziel der vorliegenden Studie besteht in der empirischen Bestandesaufnahme des sozialen Zusammenhalts in Liechtenstein, auf deren Basis anschliessend konkrete Konzepte zur Förderung des gesellschaftlichen Zusammenhalts entwickelt werden können. Dies geschieht auf Initiative und in Kooperation mit der Stiftung Lebenswertes Liechtenstein. Der soziale Zusammenhalt ist eines der Fokusthemen der Stiftung Lebenswertes Liechtenstein. Sie unterstützt im Rahmen dieses Fokusthemas Initiativen und Projekte, die den sozialen Zusammenhalt im Land stärken, so auch die dieser Studie zugrundeliegende Befragung.

Die Befragung wurde zwischen dem 20. Februar und 9. April 2024 durchgeführt. Die Grundgesamtheit bildete die ständige Wohnbevölkerung in Liechtenstein zwischen 16 und 79 Jahren. Die Zufallsstichprobe wurde von Statistik Liechtenstein aus dem Zentralen Personenregister gezogen, wobei die Anzahl Zielpersonen 3'500 betrug. Die Zielpersonen erhielten ein Einladungsschreiben, in welchem ein QR-Code aufgedruckt war, der eine Online-Teilnahme an der Umfrage ermöglichte. Alternativ wurde auf Wunsch hin auch ein gedruckter Fragebogen versandt. Nach rund zehn Tagen wurde ein Erinnerungsschreiben versandt. Insgesamt flossen 891 Interviews in die Analyse ein, was einer Ausschöpfungsquote von rund 25 Prozent entspricht. Die Daten wurden sodann nach Geschlecht, Alter, Staatszugehörigkeit und höchstem Bildungsabschluss gewichtet und ausgewertet.

[1] Moustakas (2023) schreibt dazu: «Indeed, a recent review has shown that academic output concerning social cohesion has increased exponentially over the last 25 years.»

2 THEORETISCHER RAHMEN

2.1 Definition

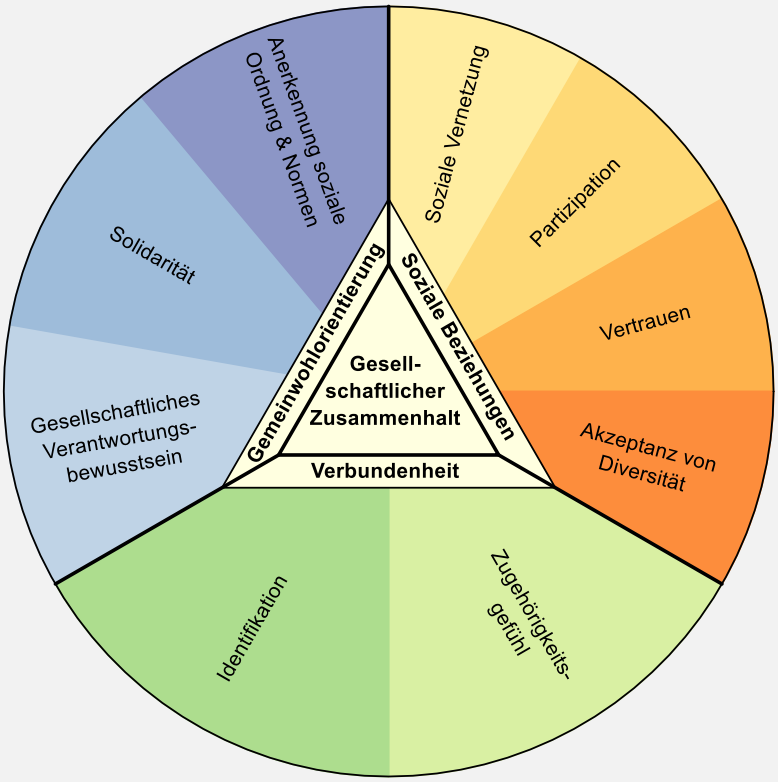
Wie so häufig in der akademischen Forschung gibt es keine universell gültige Definition des Konzepts des gesellschaftlichen oder sozialen Zusammenhalts (Hulse und Stone 2007). Aber es gibt zumindest eine akademische Übereinstimmung in wesentlichen Punkten. Einig ist man sich in der sozialen Kohäsionsforschung[2] beispielsweise, dass der soziale Zusammenhalt ein **mehrdimensionales** Konzept ist (Schiefer et al. 2012: 15). Mit anderen Worten: Das Konstrukt «gesellschaftlicher Zusammenhalt» hat verschiedene Facetten, die nachfolgend auch vorgestellt werden sollen und überdies die Gliederung des inhaltlichen Teils des vorliegenden Berichts vorgeben. Sodann ist es ein **graduelles**, kontinuierliches Konzept (Boehnke et al. 2022: 16). Der Zusammenhalt kann also verschiedene Ausprägungen annehmen; er kann stark oder schwach sein. Ein starker gesellschaftlicher Zusammenhalt wird dabei oftmals mit einem prosperierenden Gemeinwesen, einer funktionierenden Gesellschaft oder einem funktionierenden Staat in Verbindung gebracht, während ein schwacher gesellschaftlicher Zusammenhalt üblicherweise als Ursache oder zumindest als Begleiterscheinung dysfunktionaler Gemeinwesen betrachtet wird (z. B. Coburn 2004, Schiefer und van der Noll 2017). Selbst auf individueller Ebene ist ein positiver Zusammenhang zwischen Kohäsionsgrad und Zufriedenheit bzw. Lebensqualität zu erkennen (Moustakas 2023). Die positive Assoziation eines starken gesellschaftlichen Zusammenhalts und die negative Konnotation eines schwachen Zusammenhalts sind indessen keine Naturgesetze. Die Forschung weist bisweilen auch auf die «dunklen Seiten» eines hochkohäsiven Gemeinwesens hin (z. B. Chiesi 2004, Jenson 1998, Portes 1998, Phillips 2006). Drittens, wird der gesellschaftliche Zusammenhalt als Merkmal oder **Eigenschaft eines Kollektivs** aufgefasst. Eine Gesellschaft, ein Gemeinwesen, ein Staat, aber im Prinzip auch eine soziale Kleingruppe haben einen sozialen Kohäsionsgrad – nicht aber ein einzelnes Individuum. Das klingt zunächst trivial. Trotzdem wird der soziale Zusammenhalt oftmals mittels *Individual*befragungen erhoben. Die individuellen Antworten werden jedoch *aggregiert*, um eine Messung des gesellschaftlichen Zusammenhalts einer Gemeinschaft zu erhalten.

Was die Inhalte des Konzepts anbelangt, so werden – je nach Forschungszweig (vgl. Schiefer et al. 2012: 13–15) – unterschiedliche Aspekte betont. Wir folgen in unserem Bericht der Definition, welche die Bertelsmann-Stiftung für ihre regelmässige Erhebung des Kohäsionsradars verwendet (Schiefer et al. 2012) (Abbildung 1). Die Autorinnen und Autoren des Kohäsionsradars unterscheiden zunächst drei grundlegend unterschiedliche Gesichtspunkte des gesellschaftlichen Zusammenhalts: einen ideellen, einen relationalen und einen distributiven Gesichtspunkt. Letzterer betrifft im Wesentlichen die Gleichheit bzw. Ungleichheit innerhalb eines Gemeinwesens, die im Kohäsionsradar in der Folge allerdings nicht aufgenommen wird (Schiefer et al. 2012: 22), um die analytische Schärfe des Konzepts zu erhöhen.[3] Wir folgen dieser Argumentation bei der Messung des gesellschaftlichen Zusammenhalts in Liechtenstein und fassen die materiellen Lebensbedingungen als Bestimmungsgrund, nicht aber als Teildimension der sozialen Kohäsion auf.

[2] Der Begriff Kohäsion darf in diesem Zusammenhang als Synonym für den Begriff Zusammenhalt verwendet werden.

[3] Der wesentliche Grund für die Nichtberücksichtigung der «Egalitarismus-Dimension» liegt darin, dass Schiefer et al. (2012: 22) die (primär ökonomische) Ungleichheit bzw. Gleichheit einer Gesellschaft nicht als Teilaspekt der sozialen Kohäsion, sondern als eine (zentrale) *Determinante* der sozialen Kohäsion ansehen.

Abbildung 1: Dimensionen des gesellschaftlichen Zusammenhalts



© Liechtenstein-Institut; Darstellung ist inspiriert von Schiefer et al. 2012

Die beiden anderen Gesichtspunkte – der relationale und der ideelle Gesichtspunkt – lassen sich sodann in weitere Subdimensionen aufteilen. Der relationale Aspekt steht für die sozialen Beziehungen der Mitglieder eines Gemeinwesens untereinander, d. h. die **soziale Vernetzung innerhalb einer Gesellschaft**. Dabei interessiert nicht bloss die Quantität der Beziehungen und Interaktionen, also die Grösse der sozialen Netzwerke,[4] sondern auch und vor allem die Qualität dieser Netzwerke. Kurzum, es interessiert nicht nur, mit wie vielen Menschen man Beziehungen pflegt, sondern auch von welcher Art und Stärke diese Beziehungen sind. Diese Beziehungen können sodann aufgrund der sozialen Nähe zwischen den Interagierenden differenziert werden (Putnam 2000). Gemeint ist damit, grob gesagt, mit *wem* Menschen soziale Beziehungen pflegen. Bloss mit Familienmitgliedern, Mitgliedern der eigenen sozialen Schicht/Klasse/Gruppe oder darüber hinaus auch mit Menschen mit einem ganz anderen sozialen Hintergrund als man selbst hat? Diesbezüglich können drei Arten von sozialen Beziehungen unterschieden werden (Szreter und Woolcock 2004):

- *Bonding* beschreibt Beziehungen zwischen Menschen mit ganz ähnlichem sozialem Hintergrund. Dazu gehören zunächst einmal Familienmitglieder[5], aber auch *peers* sowie Mitglieder von Organisationen mit homogenen Zielen und Interessen (z. B. Kirche, Vereine etc.). *Bonding*-Beziehungen sind am einfachsten herzustellen («Gleich und Gleich gesellt sich gern») und existieren wahrscheinlich in allen Gemeinwesen, selbst solchen, die grundlegend dysfunktional sind (siehe etwa

[4] Die Forschung zu sozialen Netzwerken hat im Übrigen viele Überschneidungen mit der Sozialkapitalforschung. Generell gibt es einige Überlappungen zwischen dem Konzept des sozialen Zusammenhalts und dem Konzept des Sozialkapitals.

[5] Es liesse sich argumentieren, dass man die Beziehungen zu Familienmitgliedern aufgrund der Ausnahmestellung der Familie und den ausserordentlichen Gemeinsamkeiten zwischen Familienmitgliedern, die sich aus dem Zusammenleben beinahe automatisch ergeben, nochmals gesondert betrachten müsste.

Banfield 1958)[6]. In einer Familie sind *Bonding*-Beziehungen im Prinzip gar natürlicherweise gegeben und führen im Regelfall zu solidarischem und familienorientiertem Verhalten (vgl. etwa Durkheim 1893, Simmel 1964).

- *Bridging* bezeichnet Beziehungen zwischen Menschen aus unterschiedlichen sozialen Kreisen oder Gruppen. Im Gegensatz zu *Bonding*-Beziehungen sind diese Beziehungen nicht «natürlicherweise» (im Falle von Familienmitgliedern) vorhanden oder stellen sich aufgrund homogener Interessen und Werte einfach und rasch ein (im Falle von Mitgliedern der gleichen sozialen Gruppe), sondern bedürfen einer aktiven Pflege und der aktiven Überwindung sozialer Grenzen.
- *Linking* bezeichnet grundsätzlich, ebenso wie *Bridging*, Beziehungen zwischen Menschen aus verschiedenen sozialen Kreisen oder Gruppen. Der Unterschied zum *Bridging* besteht jedoch darin, dass beim *Linking* ein *hierarchisches Gefälle* hinzukommt. *Linking* bezeichnet somit Beziehungen zwischen Menschen mit *unterschiedlichen Ressourcen*. Mit Ressourcen sind – in einem abstrakten Sinne – zunächst Machtressourcen gemeint. Machtressourcen sind oft finanzieller Natur, müssen es aber nicht zwingend sein. *Linking*-Beziehungen sind ebenso wie *Bridging*-Beziehungen nicht selbstverständlich (in Durkheims Sinne «mechanische» Solidarität), sind aber Voraussetzung für eine möglichst egalitäre Gesellschaft.

Nebst der sozialen Vernetzung wird von Schiefer et al. (2012) auch die **Partizipation oder Teilhabe** zur relationalen Dimension des sozialen Zusammenhalts gezählt. Diese Teilhabe kann in unterschiedlicher Form erfolgen und überdies in unterschiedlichen Bereichen der Gesellschaft. Teilhabe an der Politik kann beispielsweise in Form der Beteiligung an Wahlen und Abstimmungen, aber auch an der aktiven Ausübung unkonventioneller politischer Partizipationsformen erfolgen. Teilhabe am gesellschaftlichen Leben wiederum drückt sich in der (aktiven oder passiven) Mitgliedschaft in freiwilligen Vereinigungen wie etwa Vereinen aus, aber auch in der unbezahlten und für das Funktionieren einer Gesellschaft unentbehrlichen, individuellen Care-Arbeit.

Zum relationalen Aspekt wird sodann auch das **Vertrauen** gezählt. Dabei kann man unterscheiden zwischen dem Vertrauen in die Mitmenschen (horizontal) und dem Vertrauen in Institutionen (vertikal), die das Zusammenleben regeln, beispielsweise Regierung, Parlament, Justiz oder Polizei. Tiefere soziale Beziehungen zu anderen Menschen sind nur dann möglich, wenn ein gewisses Mass an Vertrauen in die Mitmenschen vorhanden ist. Dieses Vertrauen besteht etwa darin, dass die Mitmenschen grundsätzlich lautere Absichten haben, sich an gewisse Normen halten und sich auf eine gewisse, erwartbare und berechenbare Art und Weise verhalten. Ähnliches gilt für Institutionen: Teilhabe an Wahlen ist beispielsweise davon abhängig, ob man Vertrauen in die gewählten Organe oder jene Institutionen hat, welche das Wahlprozedere gestalten und überwachen.

Zuletzt setzt ein friedvolles Miteinander die **Akzeptanz** anderer voraus. Der Lackmustest für diese Art von Akzeptanz sind dabei nicht jene Mitmenschen, die uns gleich (oder zumindest sehr ähnlich) sind, sondern jene mit unterschiedlichem sozialem Hintergrund oder mit unterschiedlichen Interessen, Werten und Meinungen (vgl. obige Ausführungen zu *Bridging*- und *Linking*-Beziehungen). Akzeptanz von Diversität ist dabei ein Kennzeichen moderner, funktionierender Gesellschaften. Historische Entwicklungen wie Industrialisierung, Modernisierung oder Globalisierung haben zu heterogenen Gesellschaften geführt, die sich anders als segmentäre, vormoderne Gesellschaften nicht mehr durch eine «mechanische» Solidarität (Durkheim 1893) aufrechterhalten werden können, sondern die neuer Formen der Solidarität bedürfen.

[6] Interessanterweise identifiziert Banfield (1958) in seiner inzwischen klassischen (aber nicht unumstrittenen) Studie die enorm starken familiären Bindungen als den wesentlichen Grund, weshalb die von ihm damals untersuchten süditalienischen Gemeinwesen *nicht* effizient funktionierten.

Während die relationale Dimension die faktischen Beziehungen der Menschen untereinander abdeckt, betrifft die ideelle Dimension ideelle Aspekte, also Werte und Einstellungen. Zwei grundlegende ideelle Kohäsionsaspekte können weiter unterschieden waren: die Verbundenheit und die Gemeinwohlorientierung (Schiefer et al. 2012: 23). Der Aspekt der Verbundenheit lässt sich gemäss Schiefer et al. (2012) nochmals in zwei Subdimensionen aufteilen: Zugehörigkeitsgefühl und Identifikation. Das **Zugehörigkeitsgefühl** bezeichnet dabei das individuell-subjektive Gefühl, einem Gemeinwesen anzugehören, d. h. ein Teil eines Kollektivs zu sein. Dieses Zugehörigkeitsgefühl ist eine zentrale Voraussetzung dafür, Solidarität mit anderen Mitgliedern dieser Gemeinschaft zu empfinden. Nur wenn man sich als (mehr oder weniger) vollwertiges Mitglied einer Gesellschaft akzeptiert fühlt, wird man sich auch solidarisch gegenüber anderen Mitgliedern dieses Gemeinwesens zeigen und sich für dieses engagieren. Eng damit verknüpft ist die **Identifikation** mit einem Gemeinwesen. Die Identifikation misst im Prinzip, in welchem Ausmass das oben genannte Zugehörigkeitsgefühl Teil der eigenen Identität geworden ist. Im Aggregat geht es also um die Kollektividentität eines Gemeinwesens. Dabei interessiert auch, welche Merkmale die Menschen mit diesem Kollektiv assoziieren und welche Eigenschaften sie als für das Gemeinwesen konstituierend betrachten.

Der zweite ideelle Aspekt, die Gemeinwohlorientierung, beinhaltet gemäss Schiefer et al. (2012: 18, 19) das gesellschaftliche Verantwortungsbewusstsein, die Solidarität und schliesslich die Anerkennung sozialer Regeln und Normen. **Gesellschaftliches Verantwortungsbewusstsein** meint «einen gewissen Grad an Hingabe und Verpflichtung gegenüber der Gemeinschaft sowie die Bereitschaft, das Gemeinwohl über die eigenen Interessen zu stellen» (Schiefer et al. 2012: 19). **Solidarität** wiederum meint die tatsächliche Unterstützung anderer Menschen, die Hilfe nötig haben. Die **Anerkennung sozialer Regeln und Normen** schliesslich misst dreierlei Dinge: erstens, welche Regeln die Menschen als Normen des Zusammenlebens akzeptieren, zweitens, inwieweit sie sich selbst an diese Regeln halten, und, drittens, wie man die Einhaltung dieser Regeln in der Gesellschaft generell einschätzt.

2.2 Messung

Ziel einer Operationalisierung ist es, die theoretischen Konstrukte messbar zu machen, indem Indikatoren angegeben werden. Das Konstrukt der sozialen Beziehungen sowie jene der Verbundenheit und der Gemeinwohlorientierung werden dabei wie folgt erhoben:

Dimension	Indikatoren
Soziale Beziehungen	• Quantität und Qualität sozialer Beziehungen (z. B. Grösse Freundes- und Bekanntenkreis; Hilfe und Unterstützung im Freundes- und Bekanntenkreis) • Vertrauen in ausgewählte Institutionen (Regierung, Landtag etc., aber auch Medien, Gerichte, Kirche) • Mitgliedschaft in Vereinen (Art der Mitgliedschaft; Typ von Verein) • Umfang von ehrenamtlichen Engagements und Freiwilligenarbeit • Bereitschaft und Gründe für Engagement/Freiwilligenarbeit • Mögliche Hindernisse für Engagement/Freiwilligenarbeit • Einstellung zu Diversität (z. B. LGBTIQ+; Migration)
Verbundenheit	• Zugehörigkeit zu und Verbundenheit mit Gruppen bzw. Gebietskörperschaften (z. B. Gemeinde, Land, Rheintal, Europa) • Wahrnehmung Liechtensteins anhand verschiedener Merkmale (z. B. liberal, konservativ)
Gemeinwohl-orientierung	• Anerkennung und Akzeptanz gesellschaftlicher Normen und Regeln (z. B. Umgang mit Abfall im öffentlichen Raum; Verhalten im öffentlichen Verkehr etc.) • Einstellung zu staatlicher und privater Solidarität • Umfang und Art von Geldspenden für gemeinnützige Zwecke • Verteilung von Geldspenden • Motive für Spendenbereitschaft • Sicherheitsgefühl

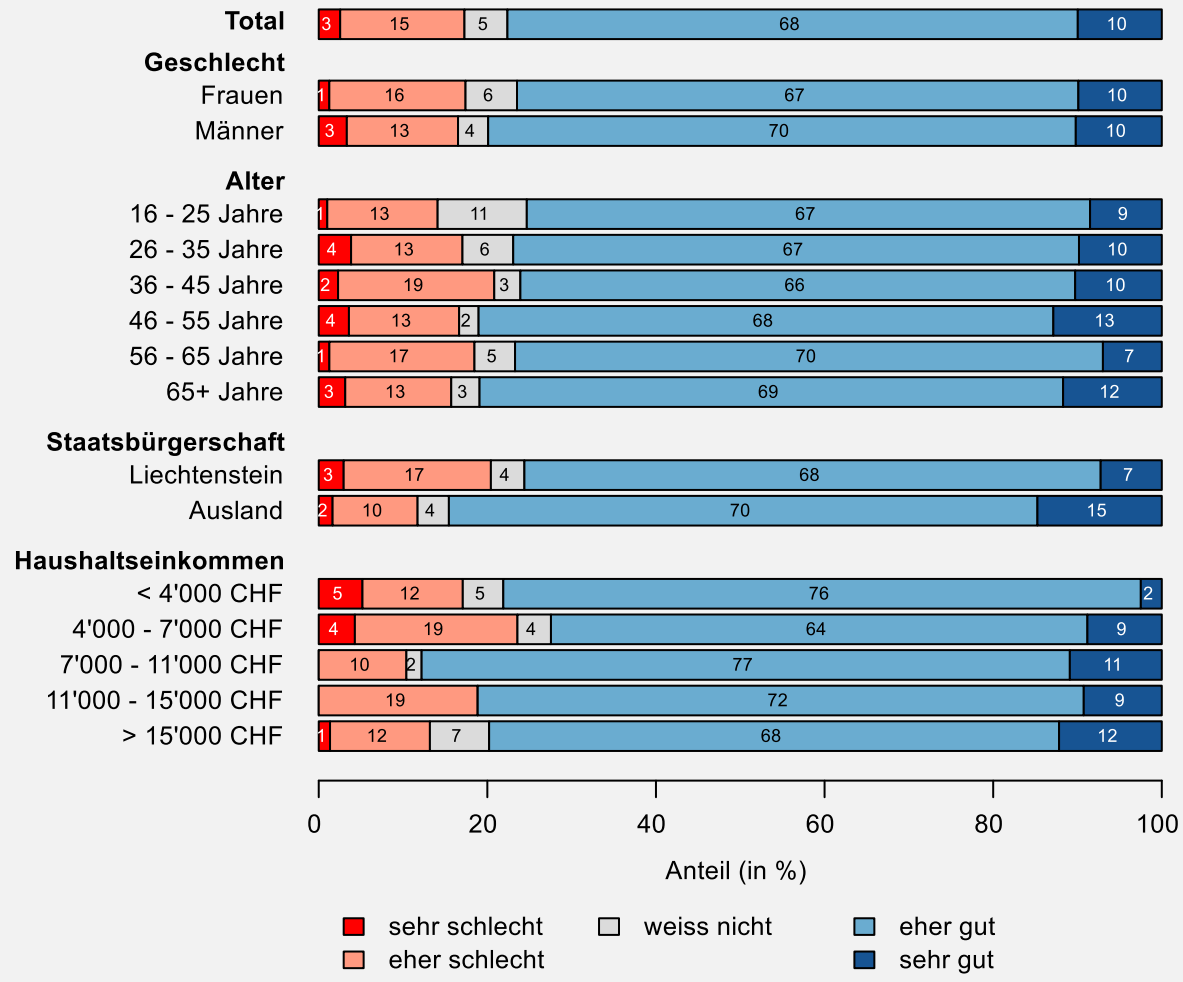
3 WAHRNEHMUNG DES GESELLSCHAFTLICHEN ZUSAMMENHALTS

Bevor auf die einzelnen Dimensionen des gesellschaftlichen Zusammenhalts eingegangen werden soll, wird zunächst präsentiert, wie die Liechtensteiner Bevölkerung den gesellschaftlichen Zusammenhalt einschätzt. Mit anderen Worten wird die Messung des gesellschaftlichen Zusammenhalts, welche das erklärte Ziel dieser Studie ist und in der Folge Schritt für Schritt mittels Erhebung verschiedener Facetten der sozialen Kohäsion systematisch vorgenommen werden soll, *zunächst den Befragten überlassen*. Sie nahmen diese Messung in der *Form einer subjektiven Einschätzung* vor. Konkret wurden die Befragten gleich zu Beginn gebeten anzugeben, wie sie das gesellschaftliche Miteinander in Liechtenstein einschätzen (Abschnitt 3.1). Diese Einschätzung durch die Bevölkerung soll im Schlussteil mit der von uns vorgenommenen Messung verglichen werden (Abschnitt 8).

3.1 Einschätzung des aktuellen gesellschaftlichen Zusammenhalts

Der gesellschaftliche Zusammenhalt in Liechtenstein wird insgesamt als gut bewertet. Eine klare Mehrheit von 68 Prozent der Befragten nimmt ihn als «eher gut» wahr, während jede zehnte Person den Zusammenhalt gar als «sehr gut» bewertete (Abbildung 2). Ihnen steht eine Minderheit von 18 Prozent gegenüber, die den sozialen Zusammenhalt in Liechtenstein als eher schlecht oder sehr schlecht empfinden. Weitere fünf Prozent vermochten den Zusammenhalt nicht einzuschätzen.

Abbildung 2: Einschätzung des gesellschaftlichen Zusammenhalts (n = 886)

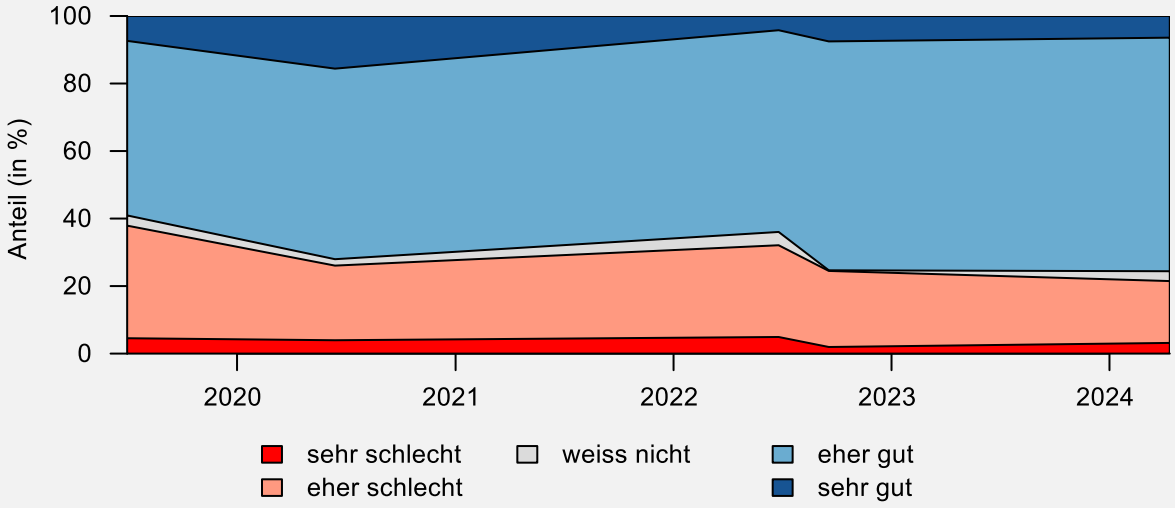


© Liechtenstein-Institut

Alles in allem unterscheidet sich die Einschätzung des gesellschaftlichen Zusammenhalts nur geringfügig zwischen verschiedenen Gruppen der Bevölkerung (Abbildung 2). So gibt es nur sehr geringe Unterschiede zwischen den Geschlechtern und auch in den verschiedenen Altersgruppen geben zwischen 76 und 81 Prozent der Befragten an, der gesellschaftliche Zusammenhalt sei sehr oder eher gut. Etwas grösser sind die Unterschiede mit Blick auf die Staatsbürgerschaft. Ausländerinnen und Ausländer geben insgesamt eine bessere Bewertung ab als Personen mit Liechtensteiner Pass. Etwa jede Fünfte von Letzteren findet, der gesellschaftliche Zusammenhalt sei sehr oder eher schlecht. Doch auch in dieser Gruppe überwiegt eine insgesamt klar positive Bewertung.

Die Frage nach dem gesellschaftlichen Zusammenhalt wurde seit 2019 schon in vier weiteren Umfragen des Liechtenstein-Instituts abgefragt (Abbildung 3). Vergleiche verschiedener Umfragen sind stets mit einer gewissen Vorsicht zu interpretieren.[7] Die in Abbildung 3 präsentierten Ergebnisse sind folglich als Trendschätzung zu verstehen. Basis der Darstellung bilden aus methodischen Gründen[8] bloss liechtensteinische Staatsangehörige ab 18 Jahren.

Abbildung 3: Einschätzung des gesellschaftlichen Zusammenhalts im Trend, Liechtensteinerinnen und Liechtensteiner ab 18 Jahren (n = zwischen 462 und 1'762)



Anmerkung: Zur Vergleichbarkeit der verschiedenen Umfragen wurden alle Umfragen auf liechtensteinische Staatsangehörige mit Mindestalter 18 gefiltert.
© Liechtenstein-Institut

Die Abbildung zeigt zunächst eine hohe Stabilität: Die Einschätzung des gesellschaftlichen Zusammenhalts schwankt nur geringfügig und hat gar eher zu- als abgenommen (Abbildung 3). Dies dürfte auch durch den zeitlichen Kontext beeinflusst sein. In der Frühphase der Corona-Pandemie im Sommer 2020 war viel die Rede von gegenseitiger Hilfe und Solidarität. Dies hat sich möglicherweise in einer insgesamt positiveren Einschätzung geäussert. Ferner startete die Umfrage von 2019 just an dem Tag, an dem der Landtag der Regierungsrätin Aurelia Frick das Misstrauen aussprach. Es ist deshalb auch möglich, dass «sich der in gewissen Bevölkerungskreisen vorherrschende Missmut in dieser politisch

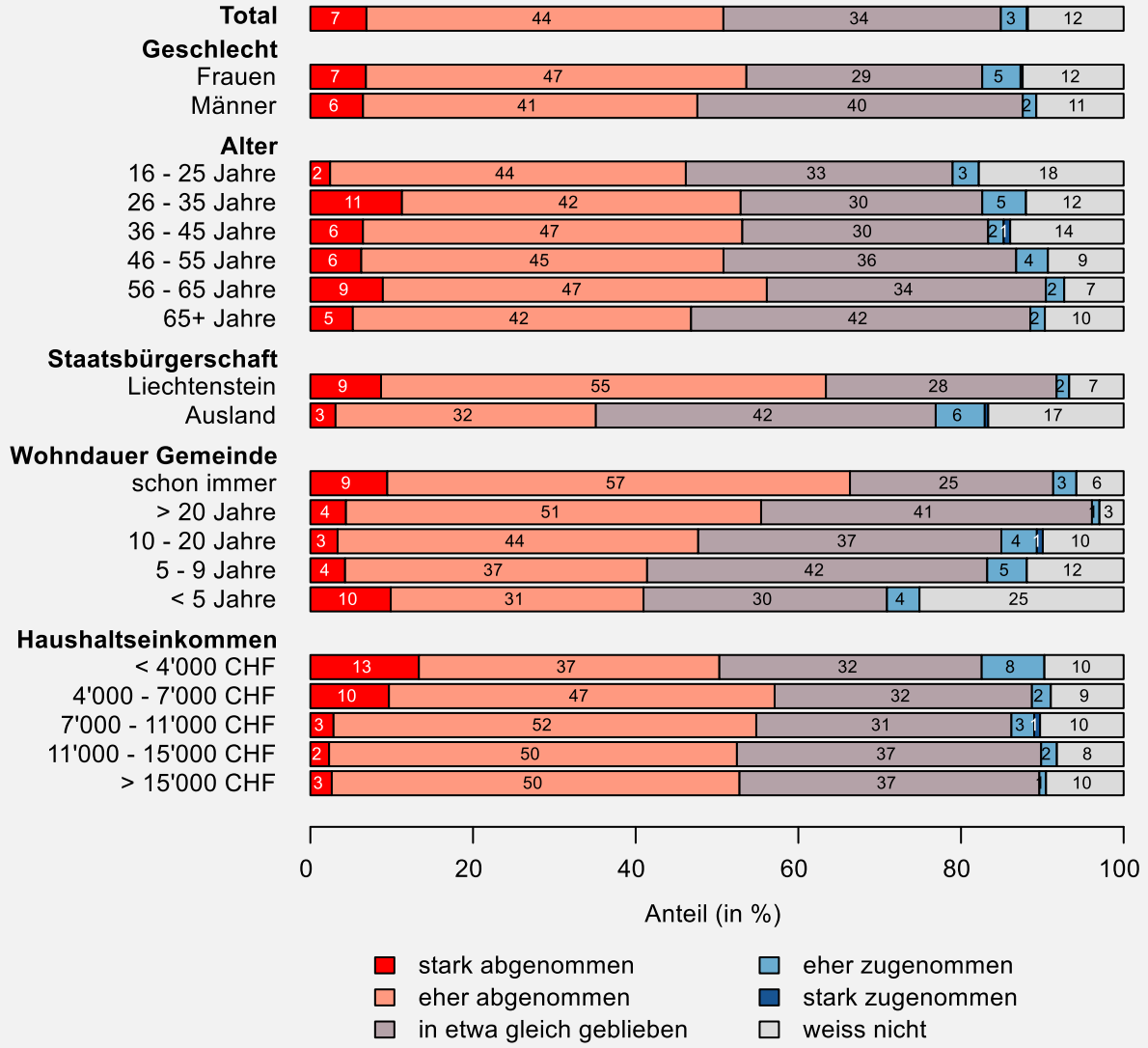
[7] Grundsätzlich stellt jede Umfrage für sich eine Momentaufnahme dar. Darüber hinaus wurden die Umfragen in einem je eigenen Kontext durchgeführt, hatten einen je eigenen thematischen Fokus und beruhen auf unterschiedlichen Fallzahlen. Ferner liegt keine Panelstruktur vor, es wurden also nicht dieselben Personen über eine längere Zeitperiode mehrfach befragt, sondern jeweils unterschiedliche Personen.

[8] Der Grund dafür liegt darin, dass bei vergangenen Befragungen meist nur Stimmberechtigte in Liechtenstein befragt wurden. Um Gleiches mit Gleichem zu vergleichen, wurde die Grundgesamtheit für die Trendgrafik auf die Liechtensteiner Stimmberechtigten eingeschränkt.

aufgeheizten und polarisierten Zeit auf die Einschätzung des gesellschaftlichen Zusammenhalts ausgewirkt hat» (Frommelt et al. 2020: 19). Zwischen Juni 2020 und Juni 2022 – dazwischen fanden keine entsprechenden Umfragen statt – sank der Anteil der Personen, die den Zusammenhalt als sehr gut bewerteten, von 16 auf vier Prozent (Frommelt und Rochat 2022), nahm bei der Befragung vom September 2022 aber wieder auf acht Prozent zu. Fragen nach der Corona-Impfung, der 2G-Regelung und der Volksabstimmung rund um die Franchisenbefreiung für ältere Personen waren in diesem Zeitraum aktuell und wirkten sich allenfalls auf die Stimmung aus. Bis zur gegenwärtigen Umfrage von April 2024 änderte sich sodann nur noch wenig. Die stärkste Veränderung zeigt sich beim Anteil der Personen, die den Zusammenhalt als eher schlecht bewerten. Dieser sank um wenige Prozentpunkte. Kurzum, im Zeitraum zwischen 2020 und 2024 gab es kaum nennenswerte Veränderungen in der Einschätzung des gesellschaftlichen Zusammenhalts. Von einem dramatischen Einbruch kann also keine Rede sein. Das klingt unspektakulär, bedeutet aber, dass die Corona-Krise offenbar keine allzu tiefen gesellschaftlichen Narben hinterlassen hat.

Vor dem Hintergrund dieser insgesamt positiven Bewertung des gesellschaftlichen Zusammenhalts mag es erstaunen, dass rund die Hälfte der Befragten in den vergangenen Jahren eine sehr oder eher starke Abnahme ebendieses Zusammenhalts wahrgenommen hat (Abbildung 4). Tatsächlich gaben zwei Drittel der Personen, die eine Abnahme wahrnehmen, gleichzeitig an, der gesellschaftliche Zusammenhalt in Liechtenstein sei *eher* gut. Der gesellschaftliche Zusammenhalt war aus Sicht dieser Personen vor einigen Jahren also besser, als er es gegenwärtig ist. Dass der gesellschaftliche Zusammenhalt in den letzten Jahren zugenommen hat, wird hingegen nur von einer kleinen Minderheit der Befragten bejaht (Abbildung 4). Rund drei Prozent sind eher dieser Ansicht und nur ganz wenige sind sogar der Meinung, er habe stark zugenommen (0,1 %).

Abbildung 4: Entwicklung des gesellschaftlichen Zusammenhalts in den vergangenen Jahren nach soziodemografischen Merkmalen (n = 886)



© Liechtenstein-Institut

Dabei gibt es einige Unterschiede zwischen verschiedenen Gruppen von Befragten. Männer sehen häufiger keine Veränderung in den letzten Jahren als Frauen. Diese wiederum geben etwas häufiger an, der gesellschaftliche Zusammenhang habe eher ab- oder zugenommen. Aufgeschlüsselt nach Alter zeigt sich kein linearer Trend. Die älteste Altersgruppe ist am häufigsten der Ansicht, der Zusammenhalt sei gleichgeblieben, während Personen zwischen 26 und 35 Jahren am ehesten eine starke Abnahme wahrnehmen. Der jüngsten Altersgruppe fällt die Einschätzung am schwersten, was sich im relativ hohen Anteil von «weiss nicht»-Antworten zeigt. Das hat gewiss auch damit zu tun, dass junge Menschen naturgemäss Mühe haben zu sagen, wie es «früher einmal» war, da sie jene früheren Zeiten nicht persönlich erlebt haben. Auch den Personen ohne liechtensteinische Staatsbürgerschaft fällt die Beurteilung schwer. Rund jede sechste Person kann (oder will) keine Bewertung abgeben. Andererseits sind sie klar häufiger als die liechtensteinischen Staatsbürgerinnen und Staatsbürger der Ansicht, der Zusammenhalt sei in etwa gleichgeblieben. Die Liechtensteinerinnen und Liechtensteiner wiederum sind häufiger der Ansicht, der gesellschaftliche Zusammenhalt sei in den vergangenen Jahren (zumindest ein wenig) zurückgegangen. Am schwersten fällt die Einschätzung naturgemäss Personen, die

erst vor Kurzem in ihre jetzige Wohngemeinde (und oftmals nach Liechtenstein) zugezogen sind – sie können schwerlich angeben, wie der Zusammenhalt war, bevor sie in ihre neue Nachbarschaft oder generell nach Liechtenstein kamen. Alteingesessene wiederum fühlen eine vergleichsweise starke Abnahme des gesellschaftlichen Zusammenhalts. Zwei Drittel derjenigen, die schon ihr ganzes Leben in der Gemeinde wohnen, teilen die Ansicht eines sehr oder eher stark abnehmenden Zusammenhalts und nur ein Prozent der Personen, die seit mindestens 20 Jahren in derselben Gemeinde wohnen, sieht eine Zunahme des Zusammenhalts.

Kurzum, fragt man die Liechtensteiner Bevölkerung, wie sie das Miteinander im Land wahrnehmen, so ist eine klare Mehrheit der Ansicht, es sei gut. Aber gleichzeitig ist eine knappe Mehrheit der Meinung, es sei früher besser gewesen. Diese beiden Befunde ergeben an sich noch keinen logischen Widerspruch. Erklärungsbedürftig ist jedoch der Umstand, dass eine Mehrheit retrospektiv einen *schwindenden* sozialen Zusammenhalt wahrnimmt, die Trendgrafik (Abbildung 3) aber eine, wenn auch nur sehr geringfügige Zunahme ausweist. Der Grund für diesen «Widerspruch» liegt wohl hauptsächlich darin, dass die Trendgrafik lediglich bis etwa 2020 zurückgeht,[9] während sich die meisten Befragten bei der Frage, wie sich der gesellschaftliche Zusammenhalt «in den vergangenen Jahren» entwickelt habe, auf eine Zeit (deutlich) vor 2020 bezogen.[10] Mit anderen Worten: Die Wahrnehmung eines schwindenden Zusammenhalts hat einen deutlich weiteren Zeithorizont als die Trendgrafik. Hinzu kommt möglicherweise der in der Einleitung bereits erwähnte, fast universell gültige Topos der «schwindenden Kohäsion», der vielleicht auch in Liechtenstein verbreitet ist.

3.2 Gründe für den schwindenden bzw. zunehmenden sozialen Zusammenhalt

Im Anschluss an die Frage nach der Entwicklung des gesellschaftlichen Zusammenhalts hatten die Befragten die Möglichkeit, in einem Kommentarfeld in eigenen Worten Gründe für den wahrgenommenen Rückgang bzw. die wahrgenommene Zunahme anzugeben. Von den Befragten, die einen Rückgang angaben, nutzten 84 Prozent diese Möglichkeit und gaben dabei zwischen einem und vier Gründe angegeben. Von knapp einem Sechstel liegt somit keine Begründung vor.

Jede/r Sechste begründete den schwindenden sozialen Zusammenhalt im Land mit einer zunehmenden Individualisierung der Gesellschaft (Tabelle 1). Dies zeigt sich beispielsweise in Aussagen wie: «Jeder lebt für sich», «Jeder ist mit sich selbst beschäftigt», «Individualität geht vor», «Verstärkter Individualismus». Mit anderen Worten, diese Befragten sind der Ansicht, die Gemeinwohlorientierung (siehe dazu Abschnitt 6) mache immer mehr einer Maximierung individueller Interessen Platz. An zweiter Stelle folgt als Begründung für den schwindenden Zusammenhalt die Corona-Pandemie bzw. die damit verbundenen Massnahmen und Auseinandersetzungen. Neben allgemeineren Aussagen zur Pandemie (z. B. «Corona hatte sicher einen Einfluss», «Corona-Jahre» etc.) wird vereinzelt auch konkret auf die Corona-Politik Bezug genommen (z. B. «Der Zusammenhalt hat seit den Corona-Massnahmen merklich abgenommen», «Der Staat hat in der Pandemie alles gemacht, damit man sich nicht mehr trifft»). Ferner geben einige an, dass viele den in Corona-Zeiten zwangsläufig angeeigneten Rückzug ins Private (noch) nicht ablegen konnten, gewissermassen also noch nicht ins vor-pandemische, gesellschaftlich-aktive Leben zurückgefunden hätten. Die Corona-Phase ist offenbar doch nicht so spurlos an der Gesellschaft vorbeigegangen, wie der vorangegangene Abschnitt vermuten lässt. Dies wird in den Daten ein Stück weit dadurch verdeckt, dass zwei Drittel derer, die die Corona-Krise für den

[9] Die Frage nach dem Grad des sozialen Zusammenhalts wurde vor 2020 nicht gestellt. Deshalb ist keine längere Zeitreihe möglich.

[10] Das ist beispielsweise daran erkennbar, dass viele Neuzuzüger/innen und auch junge Befragte die Frage nach der Entwicklung mit «weiss nicht» beantworteten. Wenn man den Zeithorizont der Frage tatsächlich nur bis 2020 gezogen hätte, wäre eine substanzielle Beantwortung der Frage vielleicht eher möglich gewesen.

Rückgang des sozialen Zusammenhalts verantwortlich machen, angeben, der aktuelle soziale Zusammenhalt sei (nach wie vor) *gut*, aber eben – so muss man ihre Angaben wohl auffassen – *nicht so gut wie vor* der Corona-Pandemie.

Daneben werden aber auch noch viele weitere Tendenzen genannt, die den sozialen Zusammenhalt zumindest ein Stück weit haben bröckeln lassen. Aspekte wie Egoismus, Anonymität oder Neid, aber zum Beispiel auch die Wohnsituation (z. B. «Menschen sind weniger ortsgebunden», «Menschen wechseln zu häufig ihre Wohnungen») und ein wahrgenommener Rückgang des Vereinslebens wurden von rund 31 Prozent (Erst- und Zweitnennung) als Ursache für den Rückgang sozialer Kohäsion kolportiert. Demografische Entwicklungen – Zuwanderung, aber auch Bevölkerungswachstum generell – sind für eine nicht unerhebliche Zahl der Befragten ein weiterer Grund dafür, dass das Miteinander im Land abgenommen hat (z. B. «mehr und unterschiedliche Personen», «viele Neuzuzüger», «Migranten mit ganz anderen Werten»). Sodann wird der Wohlstand, an sich ja ein erstrebenswertes Gut, als kohäsionszersetzend angegeben (z. B. «es geht uns zu gut», «zu viele Neureiche», «zu hoher Lebensstandard»). Die Polarisierung der Gesellschaft (z. B. «zunehmende gesellschaftliche Spaltungen», «radikalisierte Meinungen»), Digitalisierung – auch im Kontext der sozialen Medien – und die (zunehmende) berufliche Last sind in den Augen der Befragten weitere Faktoren für den Rückgang an Zusammenhalt. Weitere, diverse Gründe etwa zur (internationalen) Politik (z. B. «Demokratieverlust», «politische Einstellungen», «geopolitische Lage») oder zu den Medien (z. B. «Medien verbreiten Angst», «Bad News in den Medien», «Medienkonsum») wurden sodann vereinzelt genannt. Insgesamt gibt es somit eine breite Palette an Ursachen für den wahrgenommenen Rückgang des sozialen Zusammenhalts.

Tabelle 1: Gründe dafür, dass der gesellschaftliche Zusammenhalt zurückgeht

Antworten	Erstnennungen (in %)	Alle Nennungen (in %)
Individualisierung der Gesellschaft	**16.8**	**23.4**
Corona	**14.1**	**18.9**
Corona-Krise	10.7	14.9
Corona-Politik	3.4	4.0
Zusammenleben	**13.1**	**30.8**
Egoismus	4.2	12.0
Anonymität	3.1	4.7
Neid	3.1	5.8
Wohnsituation / Nachbarschaft	2.0	4.9
Rückgang des Vereinslebens	0.7	3.4
Demografische Entwicklung	**10.6**	**15.6**
Zuwanderung (Migrant/innen, Ausländer/innen)	6.5	9.2
Bevölkerungswachstum	2.2	3.0
Bevölkerungsentwicklung	1.9	3.4
Wohlstand	**8.4**	**13.1**
Gestiegener Wohlstand	7.6	11.3
Rückgang von Wohlstand / Armut	0.8	1.8
Polarisierung der Gesellschaft	**8.1**	**14.2**
Digitalisierung	**7.5**	**17.6**
Soziale Medien	3.1	7.5
Internet / Digitalisierung	2.9	6.5
Smartphone	1.5	3.6

Erwerbstätigkeit	**5.4**	**8.3**
Vollbeschäftigung / Arbeitslast	4.0	6.0
Arbeit / Berufstätigkeit	1.4	2.3
Stress und Zeitdruck	**5.7**	**9.1**
Politik	**3.2**	**7.2**
Politik allgemein	2.8	5.9
Internationale Politik / globale Unsicherheit	0.4	1.3
Medien	**1.3**	**3.1**
Anderes	**4.6**	**13.0**
Allgemeines	1.0	1.7
Verkehr	0.4	0.6
Weiteres	3.2	10.7
«weiss nicht»	**1.3**	**1.3**
TOTAL	**100.0**	**175.6**

Erläuterung: Einige Befragte gaben mehr als ein Motiv an. Die zweite Spalte gibt den Anteil am Total aller Erstnennungen an. In der dritten Spalte ist der Anteil der Motivnennungen am Total der Befragten, die eine Antwort gaben, ausgewiesen. Aufgrund dessen beträgt das Total mehr als 100 Prozent.

Rund drei Prozent der Befragten nahmen keine Abnahme, sondern eine Zunahme des gesellschaftlichen Zusammenhalts wahr (Abbildung 4). Auch sie konnten ihre Ansicht in eigenen Worten begründen. Zwei Drittel von ihnen taten dies. Interessant ist, dass die Corona-Krise auch von jenen häufig genannt wurde, die eine Zunahme des gesellschaftlichen Zusammenhalts zu erkennen glauben. Der Unterschied besteht darin, dass sie der Corona-Zeit einen positiven Effekt auf die soziale Kohäsion beimessen. Diese Befragten gehen nämlich von einer gestärkten Gesellschaft aus, die gerade in der Krisensituation näher zusammengerückt sei (z. B. «Corona-Krise hat Hilfsbereitschaft erhöht», «Durch Corona hat man gemerkt, dass es gut ist, wenn man sich auf andere verlassen kann», «mehr Nachbarschafts- und Zusammengehörigkeitsgefühl nach den Lockdowns»). Nebst der Corona-Zeit wurden auch andere Krisen, beispielsweise der Ukrainekrieg, genannt (z. B. «Eine Krise nach der anderen – das schweisst die Gesellschaft zusammen») und überdies auf öffentliche Veranstaltungen und das Vereinsleben verwiesen.

Zusammengefasst zeigt die Auswertung der Antworten auf die offene Motivfrage zum einen zwar, dass die Corona-Zeit durchaus gewisse Narben hinterlassen hat. Zum anderen zeigt sie aber auch, dass die Corona-Zeit nicht für alle eine Zäsur im gesellschaftlichen Miteinander bedeutete, sondern dass diese Krise einige auch näher zusammenrücken liess. Dieser Umstand erklärt womöglich, weshalb zwar viele von einer schwindenden sozialen Kohäsion sprechen und dabei nicht selten auf die Corona-Zeit verweisen, sich aber im Trend kein starker Einbruch während bzw. nach der Corona-Zeit erkennen lässt.

4 SOZIALE BEZIEHUNGEN

Wie bereits im Theorieteil erläutert, bemisst sich der soziale Zusammenhalt zunächst einmal an den sozialen Beziehungen der Menschen untereinander. Diese Beziehungen bilden gewissermassen die Grundlage des Zusammenhalts, denn ohne Beziehungen kein Zusammenhalt. Deshalb soll zunächst präsentiert werden, wie gross diese sozialen Netze zwischen den Menschen hierzulande sind. Daran anschliessend wird die Art dieser Beziehungen untersucht. Soziale Beziehungen – insbesondere jene ausserhalb der eigenen Familie oder Nachbarschaft – spielen sich in Vereinen oder zivilgesellschaftlichem Engagement ab. Diesem Aspekt ist Abschnitt 4.2 gewidmet. Schliesslich beschäftigt sich Abschnitt 0 mit dem Vertrauen in gesellschaftliche Institutionen, während sich der Schlussteilabschnitt (4.4) der Akzeptanz von Vielfalt annimmt.

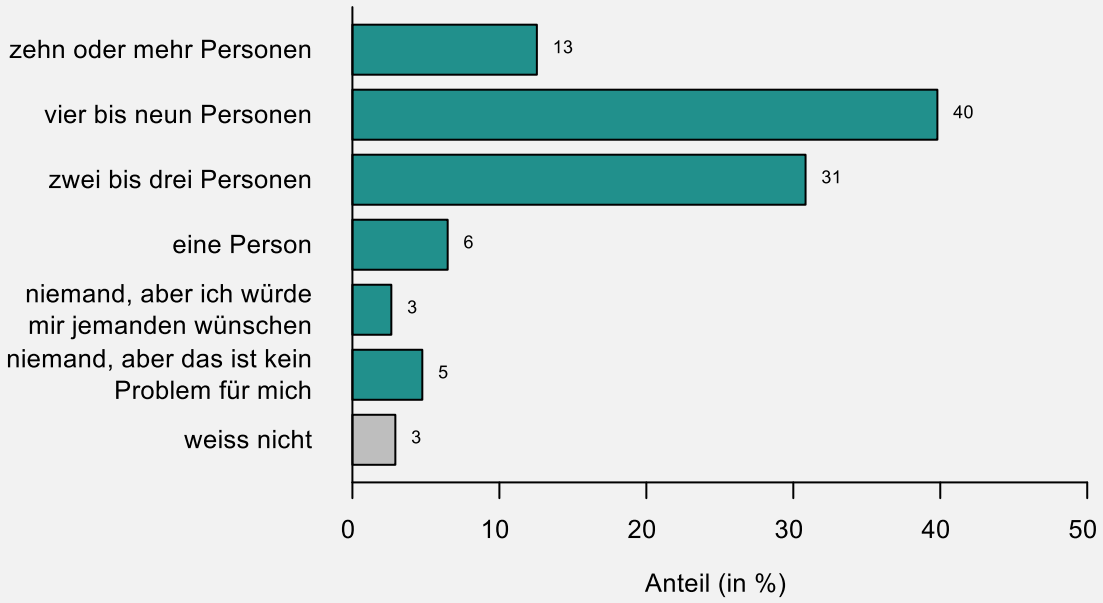
4.1 Soziale Vernetzung

Gefragt wurde zunächst, wie viele Menschen es im Leben gebe, die einem in Krisen, Schwierigkeiten und Notlagen mit Rat, Hilfe und Unterstützung zur Seite stehen. Diesen Kreis an Menschen kann man im Prinzip auch als inneren oder (sehr) engen Freundeskreis bezeichnen. Wohlgemerkt, in der Regel kennt man deutlich mehr Leute als bloss jene, die zum engeren oder engsten Freundeskreis gehören. Aber ein intaktes soziales Netz zeigt sich primär in Notsituationen und just in solchen Situationen steigt auch seine Bedeutung stark an.

Eine relative Mehrheit der Befragten (40 %) gab an, dass ihr engerer Freundeskreis vier bis neun Personen zähle (Abbildung 5). Ein weiteres knappes Drittel (31 %) gab zwei bis drei Personen an, während 13 Prozent über einen zahlenmässig beachtlichen (engen) Freundeskreis von zehn oder mehr Personen verfügt. Sechs Prozent haben eine Person, an die sie sich in Notsituationen wenden können, während fünf Prozent niemanden haben, aber darin auch kein Problem sehen. Drei weitere Prozent sind in derselben Situation wie Letztgenannte, das heisst sie haben niemanden, der ihnen in Krisensituationen beistehen würde, sehen darin aber im Gegensatz zur letztgenannten Gruppe sehr wohl ein Problem («ich würde mir jemanden wünschen»).

Was diese Zahlen über die sozialen Netze in Liechtenstein aussagen, lässt sich im Vergleich mit anderen Staaten/Erhebungen besser einordnen. Der Kohäsionsradar von Baden-Württemberg weist für 2022 einen – im Übrigen zur Erhebung von 2019 rasant angewachsenen (+ elf Prozentpunkte) – Anteil von 17 Prozent aus, der keine Freunde hat, auf deren Hilfe man jederzeit zählen könnte. In Liechtenstein beträgt dieser Anteil lediglich acht Prozent.

Abbildung 5: Anzahl Menschen, die einem in Krisen, Schwierigkeiten und Notlagen mit Rat, Hilfe und Unterstützung zur Seite stehen (n = 880)



© Liechtenstein-Institut

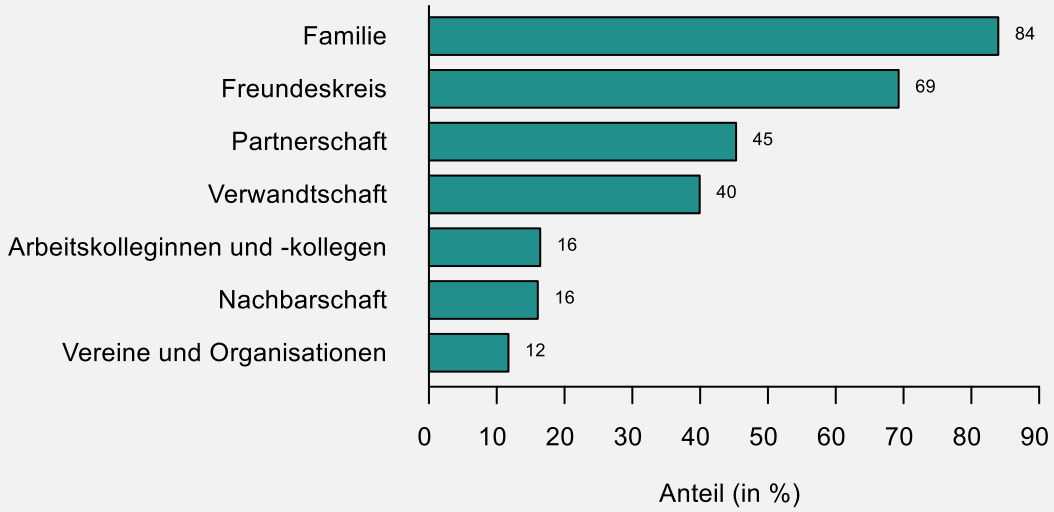
Am häufigsten geben Personen aus der Altersgruppe zwischen 46 und 55 Jahren an, «sich jemanden zu wünschen» (6 %). Doch auch in dieser Gruppe verfügt die grosse Mehrheit über Vertrauenspersonen in ihrem Umfeld. 26- bis 35-Jährige sind am stärksten vernetzt: In dieser Altersgruppe wurde am häufigsten «zehn oder mehr Personen» angegeben (18 %). Auch mit Blick auf das Geschlecht der Befragten zeigen sich Unterschiede. Männer haben tendenziell weniger Bezugspersonen als Frauen. So geben Männer sowohl die Kategorie «niemanden, aber das ist kein Problem für mich» als auch die Kategorie «niemanden, aber ich würde mir jemanden wünschen» öfters an. In der Gruppe der «einsamen Zufriedenen» (keine Bezugsperson, aber auch kein Problem) machen die Männer gar 70 Prozent aus. Auch hier ist aber zu erwähnen, dass sich eine überwiegende Mehrheit der Männer auf mindestens eine Bezugsperson verlassen kann. Gleichzeitig liegen Frauen in der Kategorie «vier bis neun Personen» rund zehn Prozentpunkte über den Männern.

Neben Alter und Geschlecht zeigen sich auch Effekte mit Blick auf das Bildungsniveau und das Haushaltseinkommen: Je höher das Bildungsniveau oder das Einkommen, desto grösser der engere Freundeskreis. Sodann haben Liechtensteinerinnen und Liechtensteiner tendenziell mehr Menschen in ihrem Umfeld, die ihnen in Krisen, Schwierigkeiten und Notlagen mit Rat, Hilfe und Unterstützung zur Seite stehen, als Befragte mit einer anderen Staatsbürgerschaft. Das mag allenfalls auch damit zu tun haben, dass die Familien – und aus dem familiären Umfeld stammen die meisten (potenziellen) Bezugspersonen, die in der Not beistehen (siehe Abbildung 6) – von Ausländerinnen und Ausländern öfter im Ausland leben als jene von Liechtensteinerinnen und Liechtensteinern.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die meisten Befragten zumindest eine in Notsituationen beistehende Bezugsperson in ihrem Leben haben. Daran anschliessend stellt sich die Frage nach der Verortung dieser Person / Personen (Abbildung 6). Dabei zeigt sich, dass die meisten Befragten ihre Bezugspersonen in der Familie und im Freundeskreis finden (84 respektive 69 %). 45 Prozent gaben sodann an, dass ihre Partnerin resp. ihr Partner eine dieser Bezugspersonen ist. Ferner können sich 40 Prozent der Befragten in Krisen, Schwierigkeiten und Notlagen an ihre Verwandtschaft (ausserhalb der Kernfamilie) wenden. Ausserhalb dieser Kreise stehen 16 Prozent der Befragten Arbeitskolleginnen und -kollegen oder Nachbarinnen und Nachbarn mit Rat, Hilfe und Unterstützung zur

Seite. Etwas mehr als jede/r Zehnte kann sich schliesslich auf Personen in Vereinen und Organisationen verlassen.

Abbildung 6: Soziale Kreise von Personen, die einem zur Seite stehen (n = 803, Mehrfachnennungen möglich)



© Liechtenstein-Institut

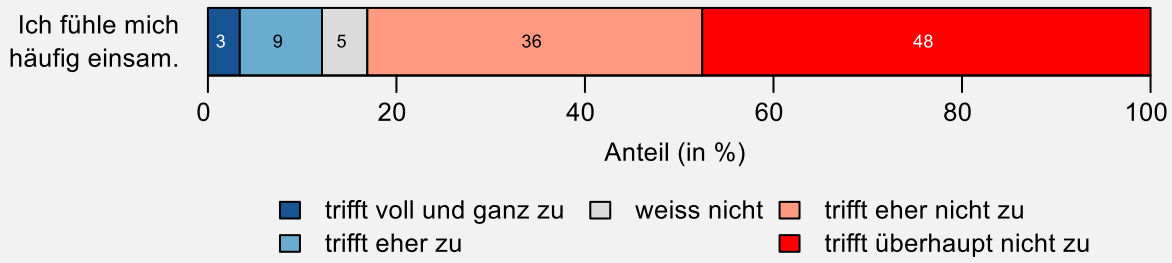
Die Familie, die Verwandtschaft und der Freundeskreis werden von liechtensteinischen Staatsangehörigen häufiger als Kreis von Bezugspersonen genannt als von ausländischen Staatsangehörigen. Letztere finden dafür häufiger Bezugspersonen im Kreis ihrer Arbeitskolleginnen und -kollegen. Grund dafür dürfte wohl auch hier der Umstand sein, dass die Familien von Ausländern und Ausländerinnen öfter im Ausland leben und als in der Not rasch beistehende Bezugspersonen deshalb auch weniger infrage kommen. Zudem nennen Personen, die in einem Haushalt mit Kindern leben, häufiger die Verwandtschaft und die Familie, als Personen in Haushalten ohne Kinder. Sodann geben 61 Prozent der Personen in einem Paarhaushalt ohne Kinder an, dass sie ihre Bezugspersonen in der Partnerschaft finden. Bei Personen in einem Paarhaushalt mit Kindern sind es noch 50 Prozent.[11]

Hinsichtlich Grösse des sozialen Netzes wurde schliesslich gefragt, ob man sich *oftmals* einsam fühle (Abbildung 7). Chronische Einsamkeit verspüren in Liechtenstein nur wenige (12 %). Es ist überdies ein Phänomen, das mit den vorhandenen soziodemografischen Variablen kaum erklärt werden kann. Alleinerziehende gaben häufige Einsamkeit zwar vergleichsweise oft als akutes Problem an (Anteil «trifft voll und ganz zu»: 17 %), aber die Fallzahl (n = 23) ist zu gering, um statistisch verlässliche Schlüsse daraus ziehen zu können. Es sind zudem hauptsächlich Menschen, die niemanden haben, sich aber jemanden wünschen, der ihnen in Notsituationen beisteht.[12]

[11] Dieser Befund erstaunt ein wenig. Generell ist es möglich, dass Personen, die in einem Paarhaushalt leben, ihre Partner/Partnerin zum Familienkreis zählten und nicht zur Partnerschaft.

[12] Befragte, die zwar niemanden haben, der ihnen beistehen würde, wenn es schlecht geht, darin aber auch kein Problem sehen, fühlen sich deutlich seltener einsam (26 %) als solche, die sich jemanden wünschen (66 %). Die Fallzahlen in diesen Gruppen sind jedoch klein und die statistischen Unsicherheiten entsprechend gross.

Abbildung 7: Gefühl der Einsamkeit (n = 867)

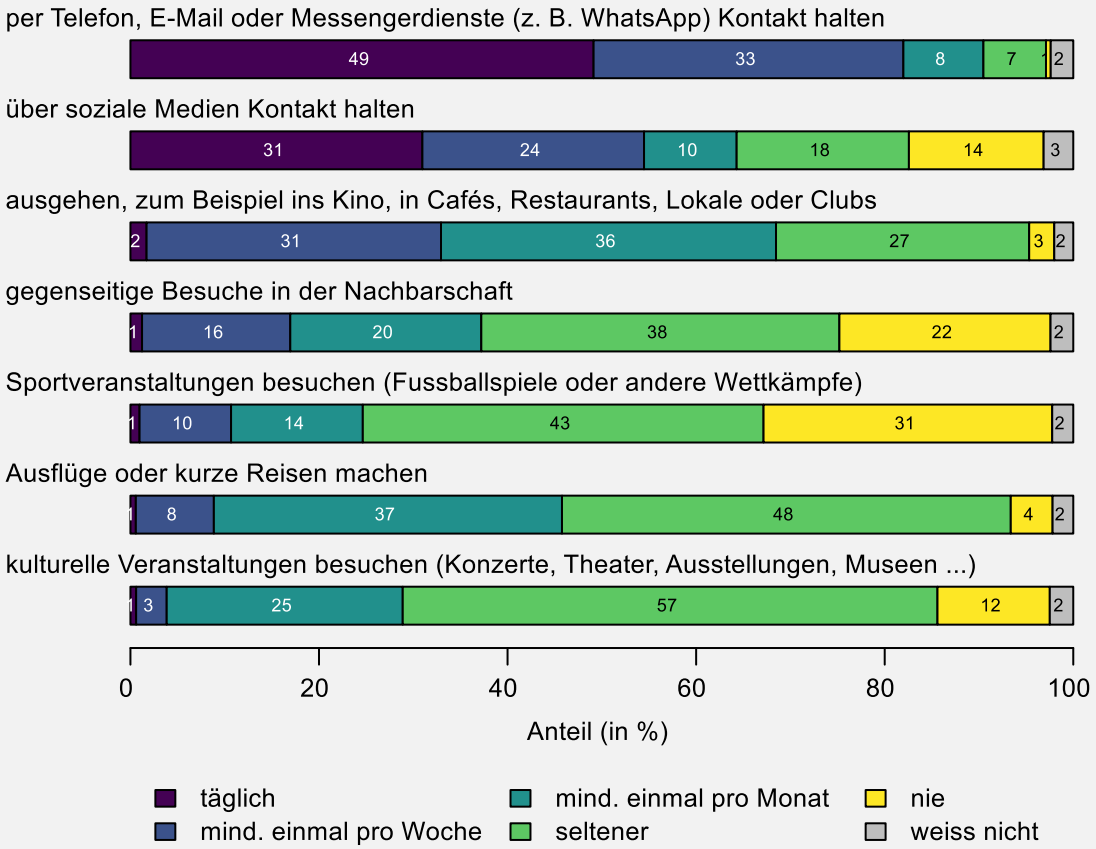


© Liechtenstein-Institut

Freundinnen und Freunde sind nicht nur für Rat, Hilfe und Unterstützung einer der wichtigsten Anlaufstellen, sondern auch wenn es um die Gestaltung der Freizeit geht. Daran anschliessend zeigt Abbildung 8, welche Aktivitäten die Befragten in welcher Häufigkeit mit anderen unternehmen. Dabei kann grundsätzlich zwischen physischen und digitalen Aktivitäten unterschieden werden. Digitale Aktivitäten wie Telefonieren oder über Messengerdienste Kontakt halten sind die häufigste Form der Kontaktpflege. Rund die Hälfte hält täglich in dieser Form Kontakt und ein Drittel zumindest wöchentlich. Nur eine Minderheit von 16 Prozent ist nur monatlich oder gar seltener mit anderen telefonisch bzw. via Messengerdienste in Kontakt. Jene, die keine solche telefonischen Kontakte halten, sind vornehmlich Personen, die zuvor angaben, niemanden oder bloss eine Person zu haben, die in Notsituationen beistehen würde.

Der Austausch über soziale Medien ist ebenfalls weit verbreitet. Rund ein Viertel der Befragten hält mindestens einmal pro Woche und beinahe jede/r Dritte täglich Kontakt über soziale Medien. Der Rest der Befragten greift wenig oder selten auf diese digitalen Kommunikationsformen zurück: Zehn Prozent nutzen soziale Medien noch mindestens einmal pro Monat, 18 Prozent seltener und immerhin 14 Prozent kommen nie in Berührung mit «Like», «Follow» und «Subscribe».

Abbildung 8: Freizeitaktivitäten mit Freundinnen und Freunden oder Bekannten (n = 867)



© Liechtenstein-Institut

Während der digitale Austausch oft täglich oder zumindest wöchentlich erfolgt, ist das physische Zusammenkommen seltener. Am häufigsten treffen sich die Befragten beim Ausgehen – ob im Café, im Restaurant oder im Kino. Für etwa drei von zehn Personen ist dies wöchentlich der Fall, für einen Drittel monatlich und für 27 Prozent der Befragten seltener. Alle anderen abgefragten Aktivitäten – ob gegenseitige Besuche in der Nachbarschaft, von Sportveranstaltungen oder kulturellen Veranstaltungen sowie kurze Reisen / Ausflüge – werden von Mehrheiten der Befragten seltener als einmal im Monat unternommen. Unter diesen Aktivitäten sind gegenseitige Besuche in der Nachbarschaft noch am weitesten verbreitet. Immerhin 16 Prozent der Befragten statten besuchen einmal in der Woche jemanden und jede/r Fünfte einmal im Monat. Auch kurze Ausflüge und Reisen werden von 37 Prozent der Befragten zumindest einmal im Monat gemacht, während ein Viertel der Befragten zumindest eine kulturelle Veranstaltung pro Monat besucht. Am seltensten auf der Freizeitagenda steht der gemeinsame Besuch von Sportveranstaltungen.

Wiederum sind einige Unterschiede zwischen den Altersgruppen zu erkennen: Per Messengerdienst, Telefon oder E-Mail bzw. soziale Medien Kontakt zu halten, ist für viele Menschen zu einer Lebensrealität geworden –vor allem für die jüngeren Generationen. So halten 70 Prozent der 16- bis 25-Jährigen täglich Kontakt per Telefon, E-Mail oder Messengerdienst und beinahe drei von vier Personen in dieser Alterskategorie sind täglich in den sozialen Medien unterwegs. Auch die Altersgruppe der 26- bis 35-Jährigen ist überdurchschnittlich oft am Telefon beim Schreiben oder Telefonieren zu sehen.

Ausgehen tun ebenfalls primär die Jungen. Beinahe die Hälfte der 16- bis 25-Jährigen trifft sich wöchentlich in dieser Form. Vergleichsweise selten trifft man Personen der Altersgruppe 36 bis 45 Jahre in Cafés, Restaurants oder Clubs. Etwa 18 Prozent von ihnen gehen wöchentlich aus und 40 Prozent seltener als monatlich. Gegenseitige Besuche in der Nachbarschaft wiederum sind unter Personen

im Alter von 65 Jahren oder älter am populärsten. Über 20 Prozent besuchen sich wöchentlich in der Nachbarschaft. Am seltensten sind Besuche unter den 26- bis 35-Jährigen. Hier gaben 35 Prozent an, ihre Nachbarn nie zu besuchen. Sportveranstaltungen als weitere Art der Freizeitgestaltung werden von den Befragten zwar generell weniger häufig angegeben als andere Formen des sozialen Austausches, doch wer sich auf eine solche begeben sollte, wird ein jüngeres Publikum vorfinden. Einer von fünf 16- bis 25-Jährigen ist mindestens einmal pro Woche auf einer Sportveranstaltung. Ihnen stehen 80 Prozent der Befragten im Alter von mindestens 65 Jahren gegenüber, die seltener als einmal pro Monat auf solchen Veranstaltungen anzutreffen sind. Bei der Frage nach Ausflügen und Reisen lassen sich in der jüngsten wie auch der ältesten Altersgruppe jeweils zwei Gruppen unterscheiden. Einerseits gibt es in beiden Alterskategorien überdurchschnittlich aktive, andererseits überdurchschnittlich passive Personen. 14 Prozent der 16- bis 25-Jährigen unternehmen mindestens einmal die Woche etwas, während 57 Prozent seltener als einmal im Monat etwas unternehmen. Ebenso unternehmen zwölf Prozent der über 65-Jährigen mindestens einmal die Woche einen Ausflug / eine Reise, während 54 Prozent seltener als einmal im Monat etwas unternehmen. Schliesslich ist es die jüngste Altersgruppe, die kulturellen Veranstaltungen am häufigsten gänzlich fernbleibt. Mit Blick auf den höchsten Bildungsabschluss zeigen sich vor allem in zwei Bereichen erwähnenswerte Unterschiede. Zwar hat Bildung keinen Einfluss auf die «konventionelle» Nutzung des Telefons, sehr wohl jedoch auf die Nutzung von sozialen Medien. Über 40 Prozent der Menschen mit einem höchsten Abschluss auf Sekundarstufe I nutzen soziale Medien täglich. Dieser Anteil sinkt auf 30 Prozent unter Personen mit einem höchsten Abschluss auf Sekundarstufe II und nur jede vierte Person mit tertiärem Abschluss verwendet soziale Medien täglich. Dafür geben 19 Prozent von Letzteren an, dass sie nie soziale Medien verwenden. Unter Personen mit Abschluss auf Sekundarstufe I sind es bloss zehn Prozent.

Nachbarschaftliche Beziehungen sind zumindest in zweierlei Hinsicht ähnlich wie familiäre Beziehungen: Die meisten Menschen haben Nachbarinnen und Nachbarn und diese kann man sich in der Regel ebenso wenig aussuchen wie die Familie. Nachbarschaftsbeziehungen sind für die Messung des sozialen Zusammenhalts in einer Gesellschaft aber auch aus anderen Gründen besonders gut geeignet. Gerade weil man sich Nachbarinnen und Nachbarn selten einmal persönlich aussuchen kann, ist die Wahrscheinlichkeit relativ hoch[13], dass darunter auch Personen sind, die *nicht aus demselben sozialen Kreis* stammen. Nachbarschaftliche Beziehungen sind demnach vergleichsweise oft – und häufig gezwungenermassen – *Linking*- oder *Bridging*-Beziehungen. Die vorliegende Umfrage ist diesen nachbarschaftlichen Beziehungen in Liechtenstein deshalb noch weiter nachgegangen. Dabei wurden den Befragten fünf Beziehungsmodi (Abbildung 9) vorgelegt, wobei auch Mehrfachantworten gegeben werden konnten.

Eine klare Mehrheit der Befragten hat eine gut funktionierende Nachbarschaft, in der man sich kennt und auch gegenseitig hilft. So gaben 54 Prozent der Befragten an, sich regelmässig in der Nachbarschaft zu unterhalten, und 40 Prozent gaben an, dass man sich gegenseitig aushelfe.[14] Aber etwas mehr als ein Fünftel (22 %) kennt seine Nachbarn kaum. Das ist mit der Schweiz vergleichbar. Gemäss der Nachbarschaftsstudie des Gottlieb-Duttweiler-Instituts (Frick et al. 2022) kennt ein Drittel der Schweizer Städter und Städterinnen ihre Nachbarn nicht, während dieser Wert in den Agglomerationen bei 23 und auf dem Land bei 16 Prozent liegt. Der Liechtensteiner Wert von 22 Prozent entspricht

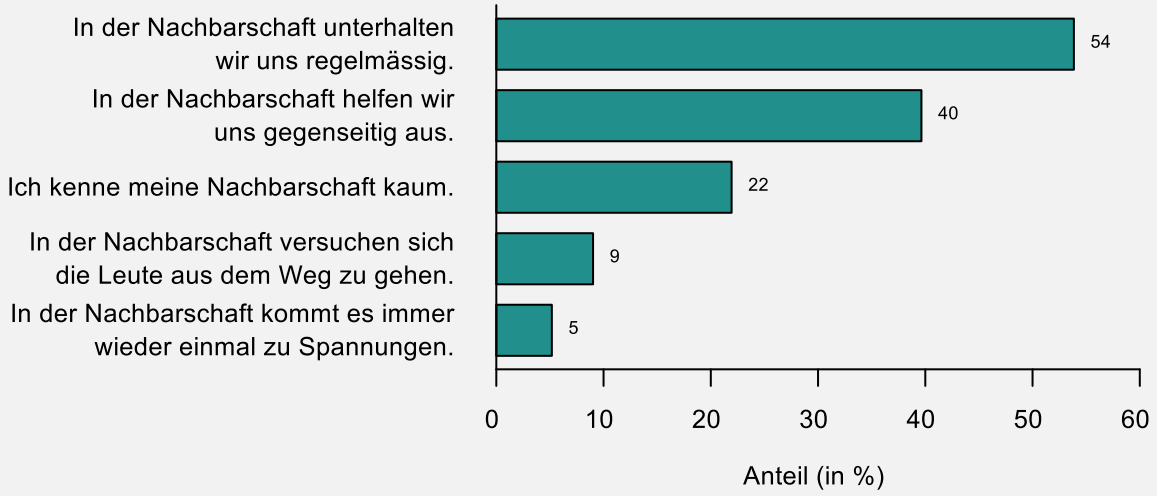
[13] Damit sei keinesfalls gesagt, dass sich Nachbarschaften rein zufällig zusammensetzen. Selbstverständlich wird zumindest der Wohnort bewusst gewählt. Durch sozialräumliche Segregation entstehen dadurch teilweise homogene Nachbarschaften. Aber die Wahlmöglichkeiten sind beschränkter als bei anderen Beziehungen.

[14] Bei dieser Frage waren Mehrfachantworten möglich. 70 Prozent aller Befragten gaben an, sich in der Nachbarschaft entweder regelmässig zu unterhalten oder gegenseitig auszuhelfen oder beides. Im Umkehrschluss heisst das: 30 Prozent gaben keines der «positiven» Nachbarschaftsitems an.

also dem Schweizer Wert für Agglomerationen, was auch etwas über die Siedlungsstruktur Liechtensteins aussagt: nicht (mehr) typisch ländlich, sondern mehr Agglomeration, ohne dass jedoch ein grossstädtisches Zentrum vorhanden ist, um welches Agglomerationen typischerweise kreisen.

Doch nicht alle nachbarschaftlichen Beziehungen verlaufen hierzulande harmonisch bzw. neutral. Neun Prozent der Liechtensteiner Bevölkerung haben das Gefühl, dass man sich in ihrer Nachbarschaft aus dem Weg geht. Bei fünf Prozent der Befragten kommt es in der Nachbarschaft gar immer wieder einmal zu Spannungen. Kurzum, im Regelfall werden in Liechtenstein gutnachbarschaftliche Beziehungen gepflegt. Spannungen sind selten, Anonymität hingegen durchaus verbreitet.

Abbildung 9: Verhältnis zur unmittelbaren Nachbarschaft (n = 886, Mehrfachnennungen möglich)



© Liechtenstein-Institut

Betrachtet nach Subgruppen wird ersichtlich, dass die besten Nachbarschaftsbeziehungen unter Befragten bestehen, wenn sie schon immer bzw. mehr als 20 Jahre in ihrer Gemeinde wohnen. Mit zunehmender Wohndauer steigt unter den Befragten nicht nur die Tendenz, die Nachbarn besser zu kennen, sich seltener aus dem Weg zu gehen oder sich regelmässig zu unterhalten, sondern auch, sich gegenseitig zu helfen. Mit längerer Wohnsitzdauer steigen jedoch auch die Spannungen in der Nachbarschaft leicht an. So gaben sieben Prozent der Befragten, die schon seit Geburt in der aktuellen Wohngemeinde leben, an, dass es immer wieder einmal zu Spannungen in der Nachbarschaft komme. Wohndauer und Alter der Befragten korrelieren miteinander. Deshalb ergeben sich bei den Antworten zum nachbarschaftlichen Verhältnis nach Alter ähnliche Muster wie nach Wohndauer. Herauszustreichen ist die Altersgruppe der 26- bis 35-Jährigen. Hier gab nur jede dritte Person an, dass man sich in der Nachbarschaft regelmässig aushilft, und 16 Prozent gaben an, dass man in der Nachbarschaft versuche, sich gegenseitig aus dem Weg zu gehen. Das kann darauf zurückzuführen sein, dass Befragte dieser Altersgruppe mit 43 Prozent am häufigsten weniger als fünf Jahre in der aktuellen Wohngemeinde leben.

Untersucht man Nachbarschaftsverhältnisse auf Gemeindeebene, fallen gewisse, aber nicht allzu markante Unterschiede auf. In Planken kennen beispielsweise alle ihre Nachbarn und mehr als die Hälfte der Plankner Befragten gab an, dass sich in der Nachbarschaft gegenseitig geholfen wird. Aufgrund der Bevölkerungszahl Plankens klingt das plausibel, gleichwohl sei darauf hingewiesen, dass die Fallzahl für Planken (n = 12) in der vorliegenden Stichprobe sehr klein ist, die Befunde also mit Vorsicht zu geniessen sind. Ruggell scheint überdies die geselligste Gemeinde Liechtensteins zu sein. Beinahe 70 Prozent der Befragten gaben hier an, sich regelmässig mit ihren Nachbarn zu unterhalten.

Generell fällt überdies auf: Je grösser bzw. «urbaner» die Gemeinde, desto höher der Anteil jener, die ihre Nachbarschaft nicht kennen. Davon betroffen sind in erster Linie Vaduz, Schaan und Triesen. Dieser aufgrund der Fallzahlen jedoch vorsichtig zu interpretierende Befund deutet darauf hin, dass nachbarschaftliche Beziehungen auch mit der Wohnsituation zu tun haben (Mehrfamilienhaus vs. Einfamilienhaus etc.).

4.2 Partizipation

Die partizipative Dimension des sozialen Zusammenhalts beinhaltet in erster Linie das bürgerschaftliche Engagement – in der Regel für andere oder zumindest für ein gemeinschaftliches Ziel. Dazu zählen das soziale Engagement für Hilfsbedürftige, die ehrenamtliche Tätigkeit in Vereinen, die Mitgliedschaft in Vereinen, aber auch – und oft unterschätzt – die freiwillige und individuelle Care-Arbeit, die geleistet wird.

4.2.1 Ehrenamtliche Tätigkeit

Vereine gelten als «Schulen der Demokratie».[15] In Vereinen werden demokratische Verhaltensweisen erlernt und erprobt. Vereine setzen überdies eine freiwillige Selbstorganisation voraus. Sie sind deshalb Ausdruck einer aktiven Zivilgesellschaft und werden folgerichtig oftmals zur Messung des Sozialkapitals einer Gesellschaft verwendet. Wo die Vereinslandschaft blüht, ist auch der Zusammenhalt – zumindest unter Gleichgesinnten (*Bonding*) – gross. Die Vereinsdichte ist in Liechtenstein hoch. «Wahrscheinlich», konstatierte Waschkuhn bereits vor rund 30 Jahren (1994: 283), «ist Liechtenstein sogar das Land mit der grössten Vereinsdichte». Diese Aussage aus den späten 1990er-Jahren trifft wohl auch heute noch zu (vgl. Frommelt 2016, Milic und Frommelt 2021).[16] Rund die Hälfte der erwachsenen Liechtensteiner Bevölkerung ist Mitglied in mindestens einem Verein (Milic und Frommelt 2021: 46, siehe auch Abschnitt 4.2.3). Eine Vereinsmitgliedschaft ist indessen nicht automatisch mit sozialer Integration oder Partizipation gleichzusetzen.[17] Beschränkt sich etwa eine Vereinsmitgliedschaft bloss auf die alljährlichen Beitragszahlungen, kann von einer Beteiligung am Vereinsleben – und dies ist der Grund, weshalb die Mitgliedschaft in Vereinen als Indikator zur Messung des Sozialkapitals verwendet wird – im Prinzip nicht die Rede sein.[18] Deshalb wurde im Rahmen dieser Befragung zunächst die ehrenamtliche,[19] das heisst freiwillige und unbezahlte Tätigkeit für einen Verein, für eine Organisation oder eine öffentliche Institution erhoben.

36 Prozent der Befragten sind aktiv für einen Verein tätig, während weitere 28 Prozent in der Vergangenheit ehrenamtlich tätig waren (Abbildung 10). Diese Werte sind vergleichbar mit jenen aus der Schweiz:[20] In den letzten zwölf Monaten waren rund 40 Prozent der Schweizer Wohnbevölkerung über 16 Jahre in Vereinen aktiv. Der Anteil passiver Mitglieder beträgt zusätzliche 15 Prozent. In

---

15 Social participation and integration statistics. Eurostat – Statistics Explained. https://ec.europa.eu/eurostat/statistics-explained/index.php?title=Social_participation_and_integration_statistics&oldid=506205 (zuletzt eingesehen am 27. Juni 2024).

16 Gemäss einer 2024 erschienenen Studie der Universität Liechtenstein (Gottschald und Nenning 2024) gibt es in Liechtenstein mindestens 851 Vereine. Pro 1'000 Einwohnerinnen und Einwohner zählt Liechtenstein demnach 15,3 Vereine. Zum Vergleich: Österreich zählt gemäss der Studie 14, die Schweiz 11,5 und Deutschland 7,3 Vereine.

17 Es gibt beispielsweise Vereine, die aus vornehmlich juristischen Gründen als Vereine konstituiert sind, aber kein eigentliches Vereinsleben anbieten.

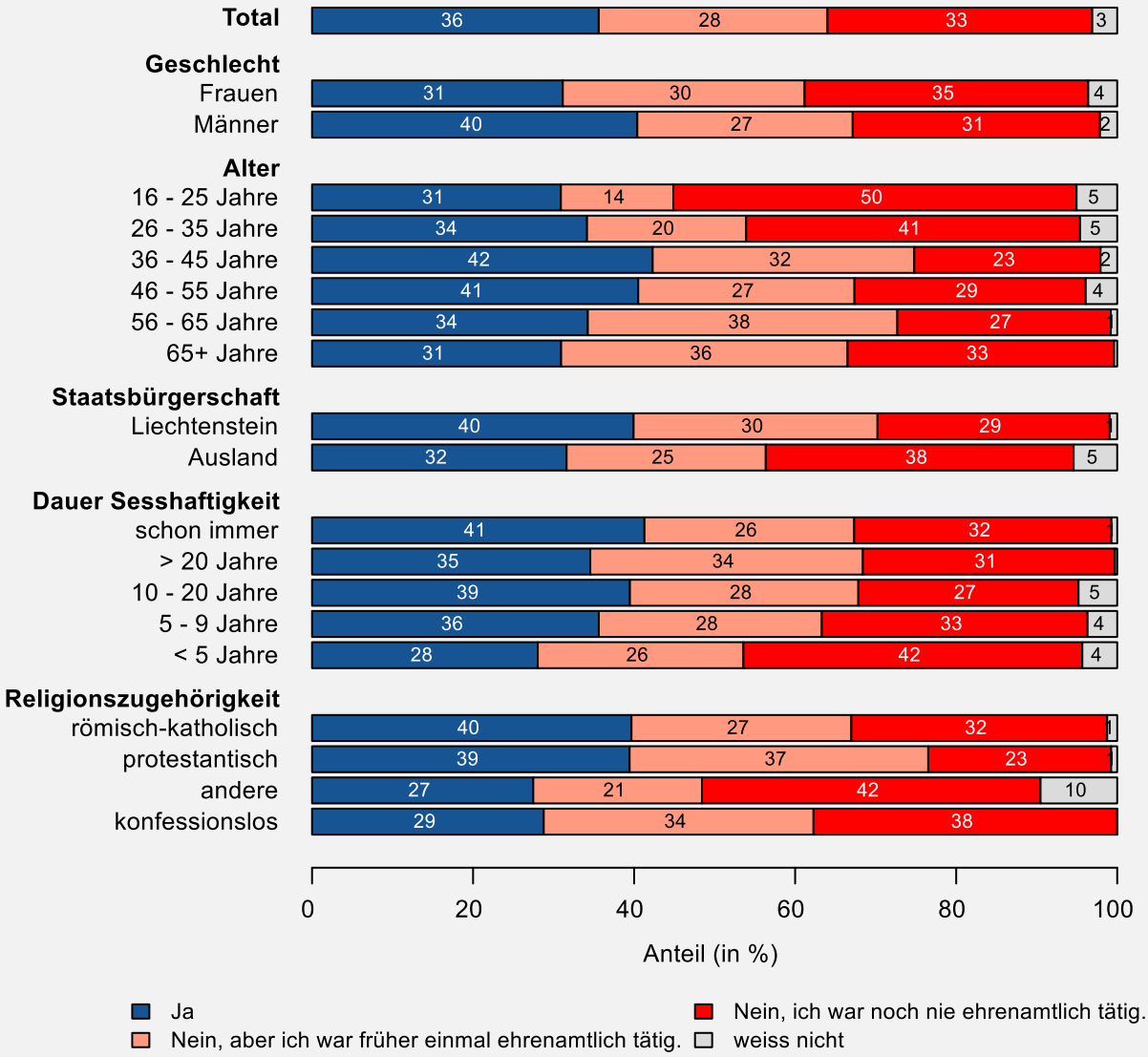
18 Das zeigt sich auch darin, dass auch einige wenige Personen, die Vereinsmitglieder sind, angaben, sich oft einsam zu fühlen.

19 Ehrenamtliche Tätigkeit wird in der Regel dadurch definiert, dass sie freiwillig, unentgeltlich (bzw. nicht gewinnorientiert), auf das Allgemeinwohl ausgerichtet, gemeinschaftlich und öffentlich ist. In der Umfrage wurde die ehrenamtliche Tätigkeit in einem Verein, einer Organisation oder einer öffentlichen Institution abgefragt.

20 https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/wirtschaftliche-soziale-situation-bevoelkerung/soziale-situation-wohlbefinden-und-armut/subjektives-wohlbefinden-und-lebensbedingungen/soziale-und-kulturelle-partizipation.html (zuletzt eingesehen am 28. Juni 2024).

Deutschland lag der Anteil freiwillig Engagierter bei rund 40 Prozent.[21] Der gesamteuropäische Durchschnitt liegt indessen signifikant tiefer.[22] Kurzum, ehrenamtliche, unbezahlte Arbeit in Vereinen ist in Liechtenstein weit verbreitet, gewiss weiter als in den meisten anderen europäischen Staaten.

Abbildung 10: Ehrenamtliche, d. h. freiwillige und unbezahlte Tätigkeit für einen Verein, eine Organisation oder eine öffentliche Institution (n = 819)



© Liechtenstein-Institut

Aktive Vereinstätigkeit ist nicht in allen Merkmalsgruppen gleich verteilt. Männer, höhere Einkommensschichten und Ältere sind eher ehrenamtlich tätig als Frauen, Jüngere und Geringverdienende. Darüber hinaus gehen Personen mit liechtensteinischer Staatsbürgerschaft eher einer ehrenamtlichen Tätigkeit nach als Personen ohne Liechtensteiner Pass. Allerdings sind die Unterschiede zwischen diesen Bevölkerungsgruppen gering. Beispielsweise sind 40 Prozent der Befragten mit Liechtensteiner

[21] https://www.bmfsfj.de/resource/blob/176836/7dffa0b4816c6c652fec8b9eff5450b6/freiwilliges-engagement-in-deutschland-fuenfter-freiwilligensurvey-data.pdf (zuletzt eingesehen am 28. Juni 2024).

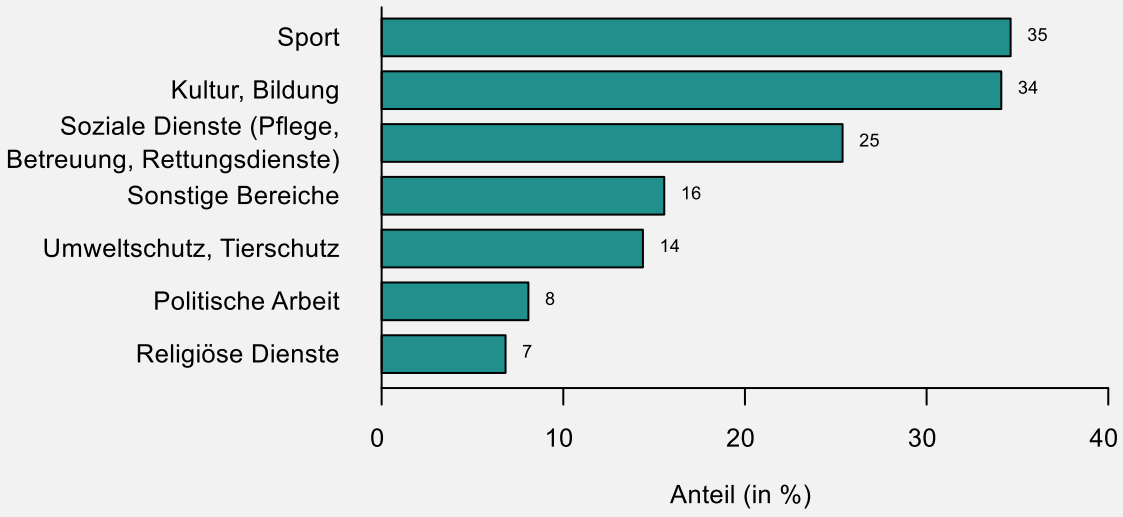
[22] Social participation and integration statistics. Eurostat – Statistics Explained. https://ec.europa.eu/eurostat/statistics-explained/index.php?title=Social_participation_and_integration_statistics&oldid=506205 (zuletzt eingesehen am 27. Juni 2024).

Staatszugehörigkeit ehrenamtlich aktiv, während dieser Anteil unter den Ausländerinnen und Ausländern 33 Prozent beträgt. Selbst 27 Prozent der Befragten, die erst seit einem Jahr in Liechtenstein wohnhaft sind, beteiligen sich aktiv am Vereinsleben, wobei hier nicht klar ist, ob es ein Liechtensteiner Verein oder ein Verein aus dem grenznahen Ausland ist.[23] Religiosität spielt eine nicht unwichtige Rolle, wenn es um aktive Vereinsbeteiligung geht. Konfessionslose sind auf jeden Fall weniger aktiv (29 %) als Mitglieder christlicher Denominationen.

Die besagten Unterschiede zwischen den Merkmalsgruppen sind im internationalen Vergleich nicht ungewöhnlich. In der Schweiz verhält es sich ganz ähnlich wie in Liechtenstein. Auffällig ist, dass der Unterschied in der aktiven Vereinstätigkeit zwischen Inländerinnen/Inländern und Ausländerinnen/Ausländern in der Schweiz um einiges stärker ausgeprägt ist als in Liechtenstein. Über die Gründe dafür (Integration, Kleinräumigkeit, Zusammensetzung der Gruppe der Ausländerinnen und Ausländer etc.) lässt sich an dieser Stelle nur spekulieren. Im Hinblick auf die Zukunft des Ehrenamts ist zu vermerken, dass Jüngere zwar etwas seltener ehrenamtlich tätig sind als Ältere, aber auch hier sind die Unterschiede nicht sonderlich gross. Mehr als ein Drittel der Jungen (16–35 Jahre) gab an, freiwillige und unbezahlte Arbeit in Vereinen oder Organisationen zu leisten. Überdies ist die Annahme einer ehrenamtliche Tätigkeit wohl lebenszyklisch bedingt: Man nimmt ein solches Amt meist erst später im Leben an. Die Zukunft der ehrenamtlichen Tätigkeit sieht in Liechtenstein deshalb keineswegs düster aus.

Die beiden Bereiche (aktueller)[24] ehrenamtlicher Tätigkeit mit den häufigsten Nennungen sind einerseits Kultur und Bildung (34 %) und andererseits Sport (35 %) (Abbildung 11). Ehrenamtliche Tätigkeit im Bereich sozialer Dienste wurde von einem Viertel der aktuell Tätigen genannt, während sich 14 Prozent in Sachen Umwelt- und Tierschutz ehrenamtlich engagieren. Ehrenamtliche politische Tätigkeit trifft auf acht Prozent, Tätigkeit im Bereich religiöser Dienste auf sieben Prozent zu. Dabei gibt es gewisse, erwartbare Muster: Ehrenamtliche Tätigkeit in Sportvereinen ist eine Männerdomäne, während jene in sozial wirkenden Vereinen vornehmlich von Frauen ausgeübt wird. Sodann wurden weitere Bereiche vereinzelt genannt (16 %), die nachfolgend unter die Kategorie «Sonstiges» subsumiert wurden. Dazu gehören etwa Frauenorganisationen, Jugendorganisationen, die Feuerwehr, Wirtschaftsförderungsorganisationen und vieles mehr.

Abbildung 11: Bereiche ehrenamtlicher Tätigkeit (n = 308)

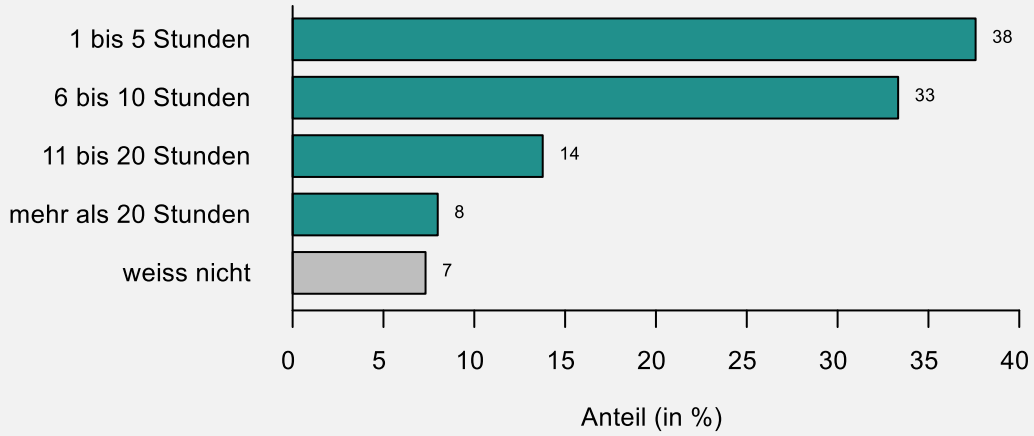


Anmerkung: Nur Personen, die gegenwärtig ehrenamtlich tätig sind.
© Liechtenstein-Institut

[23] Es wurde lediglich gefragt, ob man in einem Verein oder einer anderen Organisation ehrenamtlich tätig ist.
[24] Diese Frage wurde nur jenen gestellt, die zuvor angaben, aktuell ehrenamtlich tätig zu sein.

Eine relative Mehrheit der ehrenamtlich Tätigen wendet monatlich eine bis fünf Stunden für diese Tätigkeiten auf (Abbildung 12). Ein weiteres, knappes Drittel (32 %) gab einen zeitlichen Aufwand von sechs bis zehn Stunden an, während 14 Prozent elf bis 20 Stunden leistet. Etwas weniger als zehn Prozent schätzten den Aufwand auf über 20 Stunden (8 %). Sieben Prozent konnten den Aufwand nicht abschätzen. Der zeitliche Aufwand unterscheidet sich nicht fundamental zwischen Vereins- oder Organisationstypen. Anders gesagt: Ein Ehrenamt in einem Sportverein verschlingt im Schnitt etwa gleich viel Zeit wie ein Ehrenamt in einem anderen Bereich. Als Vergleich können Schweizer Daten herangezogen werden: Im Schnitt leisten freiwillig Engagierte dort knapp 14 Stunden Arbeit pro Monat.[25]

Abbildung 12: Durchschnittlicher monatlicher Zeitaufwand für ehrenamtliche Tätigkeit (n = 308)



Anmerkung: Nur Personen, die gegenwärtig ehrenamtlich tätig sind.
© Liechtenstein-Institut

Der Aufwand hängt zweifellos mit der Funktion zusammen, die die ehrenamtlich tätige Person ausübt. Präsidentinnen bzw. Präsidenten, aber auch Vorstandsmitglieder und andere Funktionsträgerinnen (wie z. B. Kassenwarte etc.) werden mutmasslich mehr Zeit aufwenden als einfache Vereinsmitglieder. Sodann ist in gewissen Bereichen der Aufwand aufgrund der Ausbildung, des Trainings, der (verpflichtenden) Übungen oder anderweitiger Qualifikationen, die nötig sind, von vornherein grösser als in anderen Bereichen. Dies trifft beispielsweise bei der freiwilligen Feuerwehr, den freiwilligen Samaritern u. a. zu, deren Tätigkeitsfeld eine gewisse Ausbildung und regelmässige Übung voraussetzen. Schliesslich dürfte der zeitliche Aufwand, letztlich aber auch die Bereitschaft, ehrenamtlich tätig zu sein, von den individuellen zeitlichen Ressourcen abhängen. Wer beispielsweise voll erwerbstätig oder selbstständig ist, überdies mehrere kleine Kinder hat und vielleicht noch zusätzliche ausserfamiliäre Betreuungsarbeit leistet, wird am Ende des Tages wohl nur noch wenig Zeit haben, sich auch noch ehrenamtlich zu betätigen. So lautet zumindest die Annahme. Aber just so verhält es sich nicht zwangsläufig. Der Zeitaufwand für ehrenamtliche Tätigkeiten korreliert nicht etwa negativ mit der Erwerbstätigkeit oder der Selbstständigkeit, sondern (eher) positiv. Und auch der Aufwand, den vor allem Frauen für Care-Arbeiten leisten, steht nicht in einem negativen Zusammenhang mit dem zeitlichen Aufwand für ehrenamtliche Tätigkeiten. Umgekehrt formuliert heisst das: Wer durch Beruf und Familie zeitlich nicht übermässig stark belastet wird, engagiert sich deshalb nicht (automatisch) umso stärker freiwillig. Wohlgemerkt bedeutet das nicht, dass zeitlich intensive, familiäre oder ausserfamiliäre Betreuungsarbeit keine Hinderungsgründe für die Übernahme eines Ehrenamtes darstellen. Einige

[25] Forum Freiwilligenarbeit 2005: 5–7.

werden wegen familiärer Pflichten und beruflicher Belastung auf ein Ehrenamt verzichten oder ihr freiwilliges Engagement zumindest etwas zurückfahren müssen. Der Punkt ist vielmehr, dass jene, die von solchen Pflichten befreit sind, sich keineswegs automatisch stärker freiwillig engagieren. Im Gegenteil: Es scheint, als ob just jene, die schon viele Verpflichtungen haben, auch noch Zeit finden für ein weiteres freiwilliges, zivilgesellschaftliches Engagement. Dabei muss aber klargestellt werden, dass die in der Umfrage erhobenen Merkmale zur Messung der individuellen zeitlichen Ressourcen alles andere als vollständig sind. Kurzum, die individuellen zeitlichen Ressourcen sind weitestgehend unbekannt. Vielleicht geht jemand zwar nur einer Teilzeitbeschäftigung nach und hat weder Kinder noch andere Familienmitglieder, die sie/er betreuen muss, aber pflegt ein zeitlich aufwendiges Hobby oder betätigt sich sportlich intensiv etc. Immerhin decken sich die oben genannten Vermutungen mit Befunden anderer Studien. Die Gründe sind überdies vielfältig: Wer zivilgesellschaftlich stark engagiert ist, dem traut man ein weiteres Engagement vielleicht auch eher zu, spricht ihn/sie diesbezüglich auch eher an. Man selbst traut sich eine solche Aufgabe auch eher zu, wenn man ein Ehrenamt in der Vergangenheit bereits ausgeübt hat etc. Generell kann man sagen: Wer im Berufsleben verwurzelt ist und sich zudem freiwillig engagiert, baut ein soziales Netzwerk auf und stärkt seine sozialen Ressourcen, was wiederum die Bereitschaft erhöht, sich noch stärker für weitere soziale Belange zu engagieren.

Die Beweggründe zur Übernahme eines ehrenamtlichen Engagements sind vielfältig (Abbildung 13). Meist ist es im Übrigen nicht bloss ein Motiv, sondern mehrere Gründe treiben die ehrenamtliche Tätigkeit gleichzeitig an. Ein Ehrenamt macht beispielsweise Spass. Dies trifft auf die Hälfte (52 %) der gegenwärtig ehrenamtlich Tätigen zu. Besonders Spass macht offenbar ehrenamtliche politische Arbeit (67 %) – ein Befund, der nicht ohne Weiteres erwartet werden durfte. Etwa gleich gross (51 %) ist der Anteil derjenigen, die den sozialen Aspekt einer ehrenamtlichen Tätigkeit schätzen («mit anderen zusammenkommen»). Etwas weniger als die Hälfte (48 %) möchte primär anderen Menschen helfen. Darunter gehören vor allem ehrenamtlich Tätige im Bereich Soziales.[26] Ein ebenfalls oft (48 %) vorgebrachtes Motiv ist der Wunsch, zusammen mit anderen etwas zu bewegen. Anderen Personen etwas zurückgeben wurde von 38 Prozent als Beweggrund angegeben, die persönliche Weiterentwicklung von 34 Prozent. Zu Letzterem passt auch die Erweiterung eigener Kenntnisse und Erfahrungen (33 %).

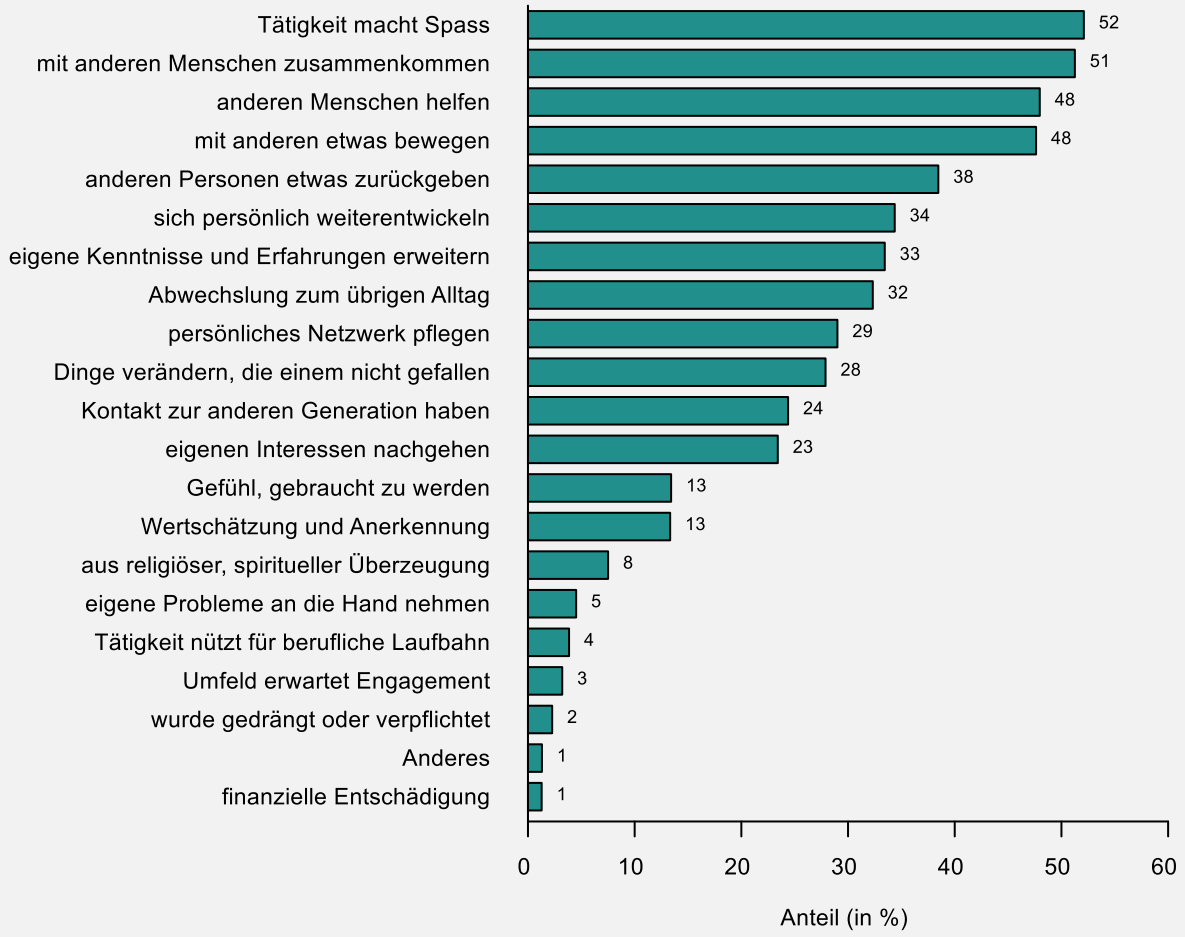
Rund ein Drittel (32 %) sucht im Ehrenamt eine Abwechslung zum Alltag. 29 Prozent pflegen mit der ehrenamtlichen Tätigkeit ihr persönliches Netzwerk. 28 Prozent verbinden mit dem Ehrenamt einen Veränderungswillen: Sie wollen Dinge verändern, die ihnen missfallen. Dies trifft vor allem auf jene zu, die ihr Ehrenamt im Bereich Politik (72 %) oder Umwelt- bzw. Tierschutz (49 %) ausüben.

Rund ein Viertel (24 %) sieht ein Ehrenamt auch als Möglichkeit, Kontakt zu einer anderen Generation zu haben (*Bridging*). Etwa gleich viele (23 %) gehen damit eigenen Interessen nach. Sodann folgen vereinzelt genannte Motive: 13 Prozent gaben an, dass die ehrenamtliche Tätigkeit ihnen das Gefühl vermittle, gebraucht zu werden, sowie Wertschätzung und Anerkennung. Religiöse oder spirituelle Überzeugung bilden für acht Prozent der Befragten die Antriebsfeder für ehrenamtliche Tätigkeiten. Fünf Prozent möchten via Ehrenamt eigene Probleme an die Hand nehmen, während weitere vier Prozent sagten, dass die Tätigkeit ihrer beruflichen Laufbahn nütze. Einige wenige wurden gemäss eigenen Angaben in ein Ehrenamt gedrängt. Ganz wenige nannten die finanzielle Entschädigung als (zusätzliches) Motiv für ehrenamtliche Tätigkeit.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass man sich aus folgenden Gründen ehrenamtlich engagiert: Erstens, weil diese Tätigkeit Freude macht. Zweitens, weil sie einen individuellen Nutzen abwirft (Fertigkeiten werden erlernt etc.). Drittens, weil man Geselligkeit schätzt und wünscht, und viertens, weil sie die Gelegenheit bietet, etwas für andere zu tun und der Gemeinschaft, der man angehört, etwas (zurück) zu geben.

[26] 79 Prozent jener, die im Bereich Soziales ehrenamtlich tätig sind, gaben als Motivation an, anderen helfen zu wollen. Im Schnitt, das heisst, über alle Bereiche hinweg, beträgt dieser Anteil 48 Prozent.

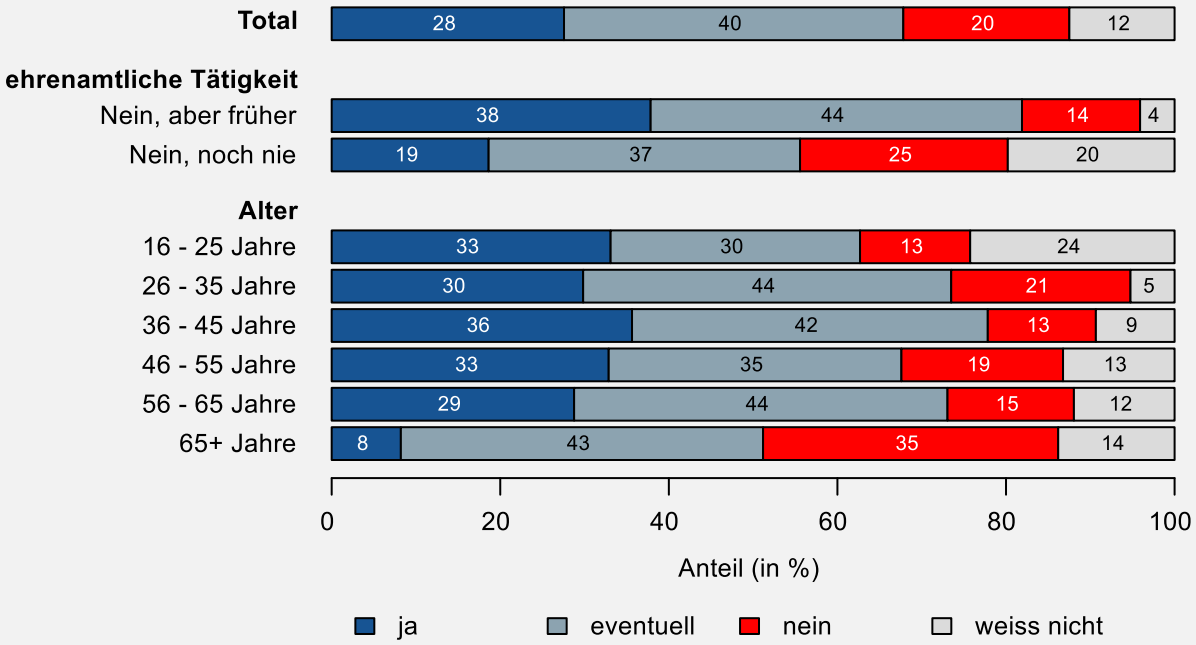
Abbildung 13: Gründe für ehrenamtliche Tätigkeit (n = 308)



Anmerkung: Nur Personen, die gegenwärtig ehrenamtlich tätig sind.
© Liechtenstein-Institut

Jene, die aktuell kein Ehrenamt innehaben bzw. nicht ehrenamtlich tätig sind, sowie jene, die auch in der Vergangenheit noch nie ehrenamtlich tätig waren, wurden gefragt, ob sie sich in Zukunft vorstellen können, eine solche Tätigkeit (wieder) zu übernehmen. Die Frage ist hypothetischer Natur, die Antworten demnach mit Vorsicht zu interpretieren. Rund ein Viertel (28 %) kann sich eine ehrenamtliche Tätigkeit inskünftig durchaus vorstellen, 40 Prozent antworteten mit «eventuell» (Abbildung 14). Rund ein Fünftel (20 %) schliesst eine ehrenamtliche Tätigkeit in Zukunft aus, während zwölf Prozent es nicht wissen. Wer früher einmal ehrenamtlich tätig war, kann sich eine wiederholte Tätigkeit eher mit einiger Sicherheit vorstellen (38 %), als solche, die dies noch nie getan haben (19 %). Optimistisch stimmt zudem der Befund, dass ein beachtlicher Anteil der 16- bis 25-Jährigen bereit ist (33 %) oder zumindest nicht ausschliesst (30 %), dereinst einmal ehrenamtlich tätig zu sein.

Abbildung 14: Ehrenamtliche Tätigkeit in Zukunft (wieder) vorstellbar (n = 515)



Anmerkung: Nur Personen, die gegenwärtig nicht ehrenamtlich tätig sind.
© Liechtenstein-Institut

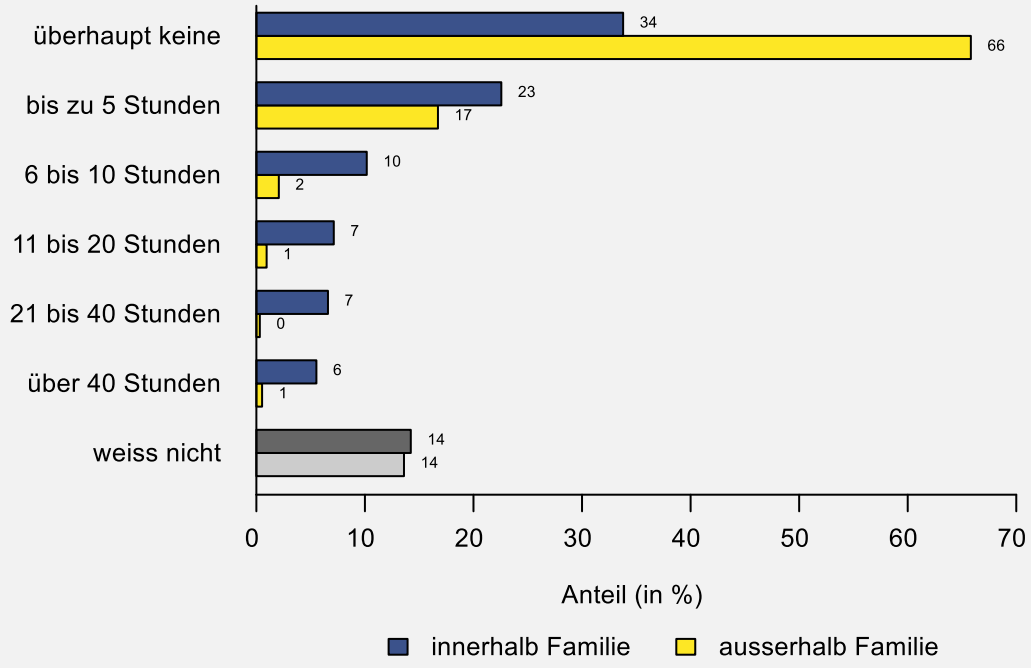
4.2.2 Care-Arbeit

Care-Arbeit ist gemäss gängigen Definitionen jede Form von unbezahlter Betreuungs-, Pflege- und Hausarbeit für Kinder und Pflegebedürftige. Sie wird seit Menschengedenken geleistet und ist deshalb für viele, auch und gerade für jene, die sie leisten, eine Art Selbstverständlichkeit, deren Ausmass man sich selten bewusst ist. In der Befragung wurden zwei Arten von Care-Arbeit unterschieden: jene innerhalb und jene ausserhalb der Familie. Care-Arbeit ist natürlich auch davon abhängig, ob man selbst (physisch) imstande ist, solche Arbeit zu leisten, ob es einen Pflegefall im Familienumfeld gibt, ob man Kinder hat, die betreut werden müssen etc. Dies gilt es bei der Interpretation zu bedenken. Weiter ist zu beachten, dass ein ziemlich hoher Anteil von Befragten (14 %) auf die Frage hin, wie viel Care-Arbeit sie leisten, keine substanzielle Antwort zu geben vermochte (Abbildung 15). Sie konnten das Ausmass ihrer unbezahlten Betreuungs- und Pflegearbeit nicht abschätzen. Das deutet darauf hin, dass sie diese Arbeit in einem bestimmten Ausmass durchaus leisten. Beispielsweise wusste ein Viertel der Alleinerziehenden nicht, wie hoch das Ausmass ihrer Betreuungsarbeit ist, die sie als Alleinerziehende aber ganz offensichtlich leisten. Kurz, die in Abbildung 15 ausgewiesenen Werte für *geleistete* Care-Arbeit liegen real wohl höher.

Rund ein Drittel (34 %) leistet keinerlei Care-Arbeit innerhalb der Familie. Dabei gibt es massive Unterschiede zwischen Merkmalsgruppen: Am meisten Care-Arbeit leisten 36- bis 45-Jährige und Haushalte mit Kindern, davon am intensivsten die Alleinerziehenden. Das hat mit grosser Wahrscheinlichkeit mit der Lebenssituation zu tun. Im mittleren Alter (36- bis 45-jährig) hat man unter Umständen noch Kinder im Haushalt, für die man verantwortlich ist, und unter Umständen Grosseltern und/oder Eltern, die auf Hilfe angewiesen sind. Alleinerziehende leisten dabei enorme Betreuungsarbeit. Rund ein Viertel von ihnen (24 %) gab an, über 40 Stunden pro Woche an Care-Arbeit zu leisten. Dies dürfte hauptsächlich Betreuungsarbeit für die eigenen Kinder umfassen, die man sich als Alleinerziehende nicht bzw. weniger mit einem Partner oder einer Partnerin teilen kann als Paare. Abgesehen von mit der Lebenssituation verknüpften Faktoren leisten Frauen signifikant mehr Care-Arbeit

innerhalb der Familie als Männer. Der Unterschied ist insbesondere in der Gruppe der 36- bis 45-Jährigen frappant. Rund 46 Prozent der Männer in diesem Alter leisten überhaupt keine innerfamiliäre Care-Arbeit, während es bei den gleichaltrigen Frauen bloss 18 Prozent sind. Stattdessen leistet ein Drittel der Frauen in diesem Alter hochintensive Care-Arbeit (> 40 Stunden), während der entsprechende Anteil bei den Männern gerade einmal vier Prozent beträgt.[27] Wenn es um ausserfamiliäre Care-Arbeit geht, verschwinden die Differenzen zwischen den Merkmalsgruppen (fast) gänzlich. Das liegt daran, dass deutlich weniger ausserfamiliäre als innerfamiliäre Care-Arbeit geleistet wird. Zwei Drittel aller Befragten leisten keinerlei ausserfamiliäre Care-Arbeit. Hinzu kommen 14 Prozent der Befragten, die das Ausmass nicht abschätzen konnten.

Abbildung 15: Wöchentlicher Zeitaufwand für Care-Arbeit innerhalb und ausserhalb der Familie (n = 808)



© Liechtenstein-Institut

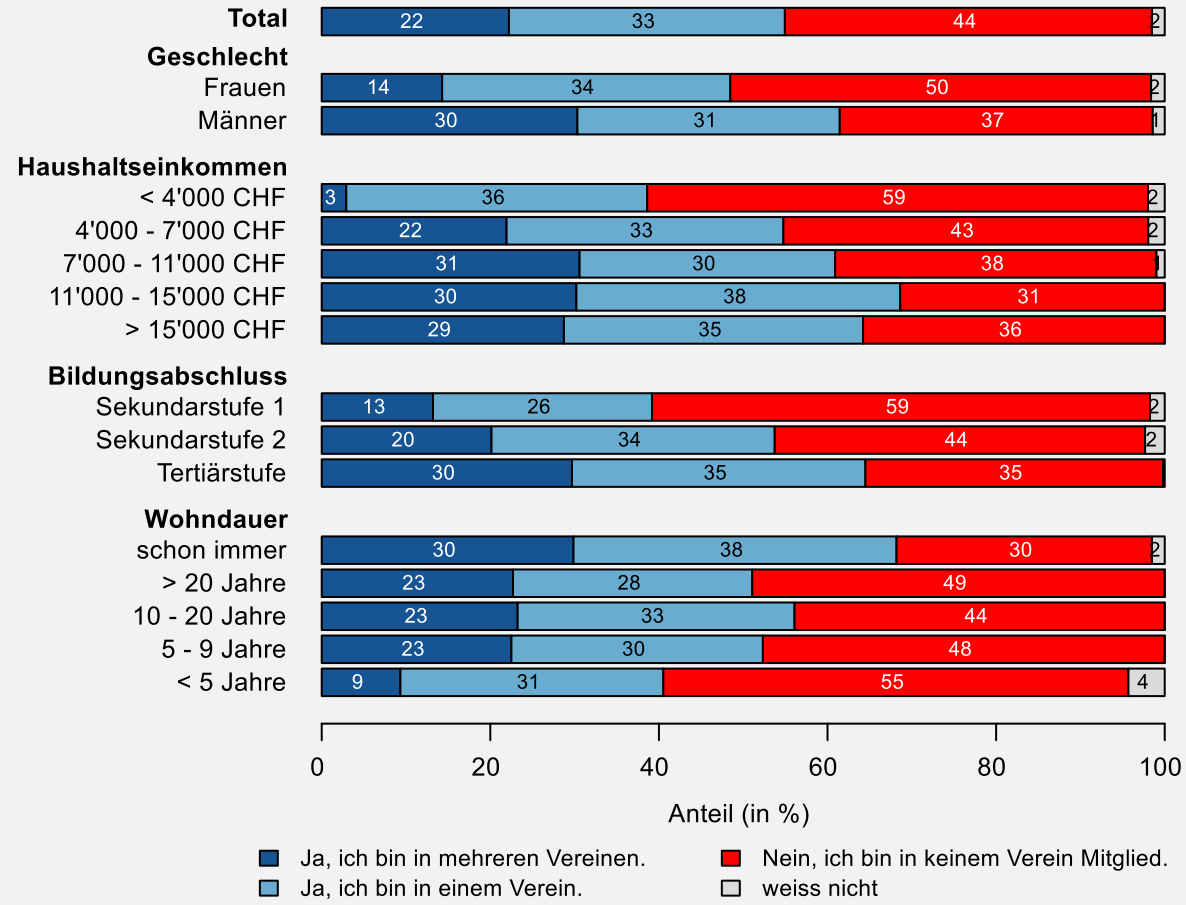
4.2.3 Vereinsmitgliedschaften

In Abschnitt 4.2.1 wurde die ehrenamtliche Tätigkeit in Vereinen oder Organisationen behandelt. Dabei wurde bereits auf die integrative Funktion von freiwilligen Organisationen wie Vereinen und die allgemein hohe Vereinsdichte in Liechtenstein hingewiesen. In diesem Abschnitt steht die Vereinsmitgliedschaft im Zentrum. Die nachfolgend präsentierten Kennzahlen informieren nicht über das Ausmass des individuellen Engagements im Vereinsleben, aber darüber, wer am Vereinsleben – selbst wenn auch nur passiv – teilnimmt.

Mitglied in einem Verein sind gemäss eigenen Angaben etwas mehr als die Hälfte der Befragten (55 %, Abbildung 16). Dies korrespondiert ziemlich genau mit Zahlen, die letztmals 2021 (Milic und Frommelt 2021: 46) erhoben wurden. Insgesamt ist etwas mehr als ein Fünftel (22 %) gar Mitglied in mehreren Vereinen gleichzeitig.

[27] Das hat mutmasslich auch damit zu tun, dass in der Stichprobe beinahe vier Mal so viele Männer wie Frauen im Alter von 36 bis 45 Jahren in einem Einzelhaushalt leben. Anders gesagt: Zumindest in unserer Stichprobe leben Männer viel öfter alleine als Frauen.

Abbildung 16: Mitgliedschaft in einem Verein / in mehreren Vereinen (n = 815)



© Liechtenstein-Institut

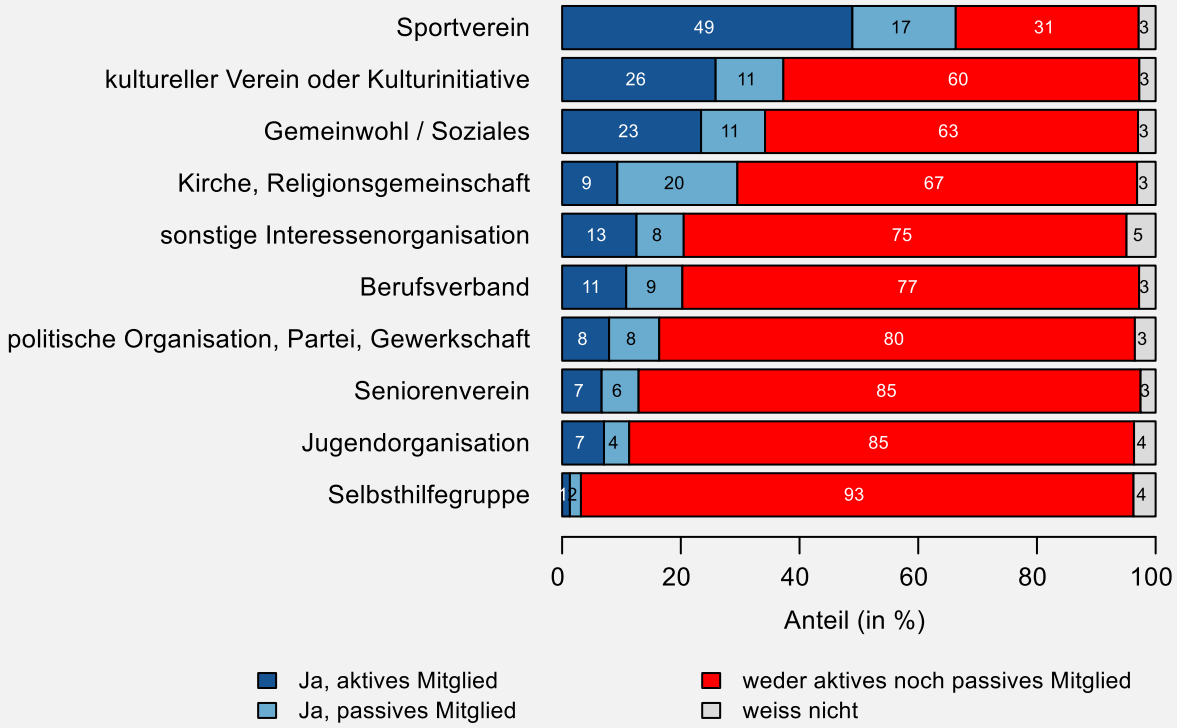
Die Mitgliedschaft in einem oder mehreren Vereinen korreliert mit einigen soziodemografischen Faktoren, die bereits als Bestimmungsgründe vieler weiterer partizipationsbezogener Phänomene bekannt sind (wie z. B. die Beteiligung an Wahlen etc.). Männliches Geschlecht, hohes Einkommen, hoher Schulabschluss und stärkere Verwurzelung in der Gemeinde (Dauer der Ansässigkeit) gehen signifikant öfter mit einer Vereinsmitgliedschaft einher als die entsprechenden «Gegenpole». Hinzu kommt, dass Alleinerziehende auffallend oft (71 %) nicht am Vereinsleben teilnehmen. Allerdings stechen auch zwei Merkmale als eher unbedeutend hervor, die für vergleichbare partizipative Phänomene in der Regel relevant sind: Ausländer und Ausländerinnen sind nur etwas seltener Vereinsmitglieder (51 %) als Liechtensteiner Staatsangehörige (59 %). Junge, primär die 16-bis 25-Jährigen, sind ausserdem überaus häufig Vereinsmitglieder (65 %) – meist von Sportvereinen, aber nicht nur. Generell gilt: Die Vereinsmitgliedschaft ist kaum vom Alter abhängig.

Es gibt eine Vielzahl von Vereinen. Gefragt wurde, in welchem Verein man Mitglied ist und ob in aktiver oder passiver Rolle (Abbildung 17). Mit grossem Abstand schwingen die Sportvereine oben aus. Zwei Drittel aller Vereinsmitglieder in Liechtenstein sind (auch) Mitglieder eines Sportvereins, grossmehrheitlich in aktiver Rolle (49 %). Zur Erinnerung: Die Anteilswerte beziehen sich stets auf das Total aller Vereinsmitglieder. Wie oben dargelegt, haben 46 Prozent der Befragten keine Vereinsmitgliedschaft (inkl. 2 % «weiss nicht»-Antworten). Der Anteil Personen mit einer (aktiven oder passiven) Mitgliedschaft in einem Sportverein am *Total der Gesamtbevölkerung* beträgt also rund 36 Prozent. Dieser Wert entspricht ziemlich genau dem Anteil (39 %), der in der Liechtensteiner Sportstudie

(Milic und Frommelt 2021: 46) erhoben wurde. Die Sportvereine sind im Übrigen für die oben genannten Unterschiede zwischen Merkmalsgruppen kaum verantwortlich. Sport verbindet vielmehr. Frauen und Männer[28], alle Bildungsklassen, die meisten Altersklassen und sowohl Ausländerinnen und Ausländer als auch Liechtensteinerinnen und Liechtensteiner sind im etwa gleichen Ausmass Mitglied in einem Sportverein, Ausländerinnen und Ausländer gar öfter als Personen mit Liechtensteiner Pass. Die finanziellen Verhältnisse korrelieren indessen mit der Mitgliedschaft in Vereinen: je höher das Haushaltseinkommen, desto eher ist man Mitglied in einem Sportverein.

37 Prozent jener, die Mitglied in einem Verein sind, haben eine Mitgliedschaft in einem kulturellen Verein. Frauen besitzen eine solche eher als Männer, höhere Bildungsschichten eher als tiefere, Ältere eher als Jüngere. Vereine aus dem Bereich Soziales und Gemeinwohl folgen sodann in der Rangliste der mitgliederstärksten Kategorien der Vereine. Kirchliche bzw. religiöse Vereine liegen auf Platz 4, die heterogene Gruppe «weitere Interessenorganisationen» auf Platz 5, Berufsverbände auf Platz 6.

Abbildung 17: Mitgliedschaft in Vereinen und Organisationen (n = 469)



Anmerkung: Nur Personen, die gegenwärtig Mitglied in einem oder mehreren Vereinen sind.
© Liechtenstein-Institut

[28] Dieser Befund ist etwas überraschend. Die Sportstudie 2021 (Milic und Frommelt 2021: 47) zeigte noch signifikante Unterschiede zwischen Frauen und Männern. Auch in der Schweiz sind Geschlechterunterschiede zu erkennen (Lamprecht et al. 2020: 43): Während 36 Prozent der Männer Passiv- oder Aktivmitglied in einem Sportverein sind, beträgt dieser Anteil bei den Frauen lediglich 22 Prozent.

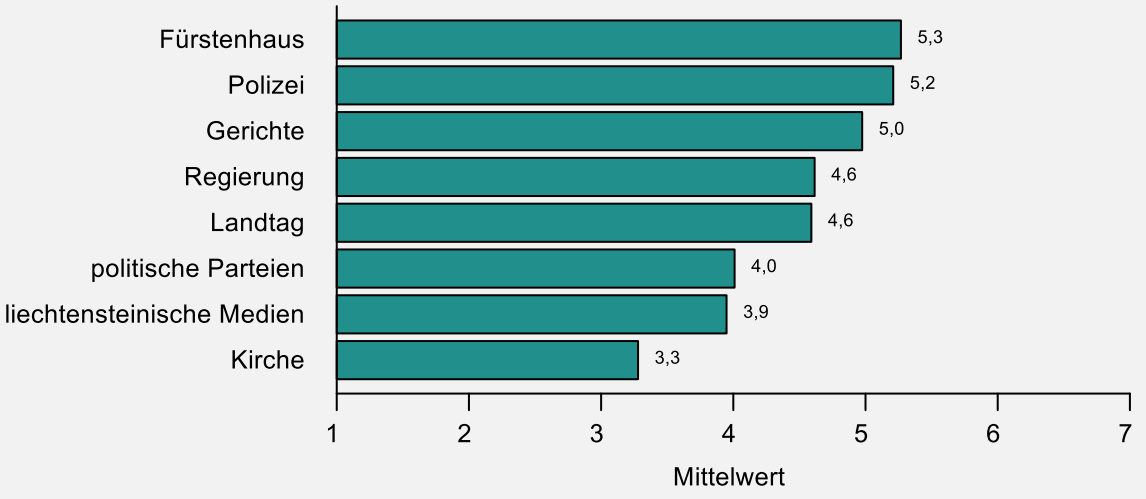
4.3 Vertrauen

Vertrauen in Mitmenschen und Institutionen ist ein weiterer, zentraler Bestandteil einer funktionierenden sozialen Ordnung. Ohne dieses Vertrauen ist ein Aufbau von tieferen Beziehungen kaum möglich. Ausserdem setzt das Miteinander bzw. die Kooperation eine gewisse Erwartungssicherheit voraus, die wiederum mit dem Vertrauen in die Mitmenschen zu tun hat. Das generelle Vertrauen in die Mitmenschen wurde im Rahmen der vorliegenden Befragung zwar nicht erhoben, wohl aber das Vertrauen in Institutionen. Institutionen regeln das Zusammenleben der Menschen, insofern ist das Institutionenvertrauen eine übergeordnete, aggregierte Form des Vertrauens in die Mitmenschen. Dieses wurde in Liechtenstein schon in der Vergangenheit vielfach erhoben, weswegen eine ziemlich weit zurückreichende Zeitreihe vorliegt.

Insgesamt wurde das Vertrauen in acht Institutionen auf einer Skala von 1 bis 7 abgefragt, wobei 1 für sehr geringes, der Wert 7 für ein sehr hohes Vertrauen steht. Abbildung 18 zeigt, welchen Institutionen die Befragten ihr Vertrauen schenken. Interpretiert man die Mitte der Skala (4) als neutralen Scheidepunkt und geht davon aus, dass Institutionen, denen Punkte darüber vergeben werden, grundsätzlich vertraut wird, und Institutionen, die Punkte darunter bekommen, grundsätzlich (eher) misstraut wird, fällt auf, dass die Befragten allen Institutionen – ausgenommen der Kirche und den liechtensteinischen Medien – grundsätzlich vertrauen.

Das Fürstenhaus geniesst unter den Befragten am meisten Vertrauen. Ihm wurden im Schnitt 5,3 Vertrauenspunkte zugeordnet. Knapp dahinter befindet sich die liechtensteinische Polizei, die ebenfalls hohes Vertrauen mit durchschnittlich 5,2 Punkten geniesst. Den Gerichten wird im Mittel mehr Vertrauen zugeordnet als Regierung und Landtag. Doch auch ihnen wird mehr Vertrauen zugeschrieben als den politischen Parteien, welche im Schnitt genau in der Mitte der Skala verortet wurden. Auf der «Negativseite», also unter der Mitte der Vertrauensskala, befinden sich die liechtensteinischen Medien, welche durchschnittlich 3,9 Punkte bekamen, sowie die Kirche als klares Schlusslicht mit im Schnitt 3,3 Punkten.

Abbildung 18: Vertrauen in Institutionen (n = 843)



© Liechtenstein-Institut

Einige Trends lassen sich bei der Auswertung nach Subgruppen erkennen. Frauen vertrauen fast allen Institutionen etwas mehr als Männer. Abgesehen vom Fürstenhaus und von den Gerichten lag der Mittelwert unter weiblichen Befragten immer leicht über dem der männlichen Befragten. Ein ähnlicher Zusammenhang besteht innerhalb des politischen Spektrums. Personen, die sich im linken politischen

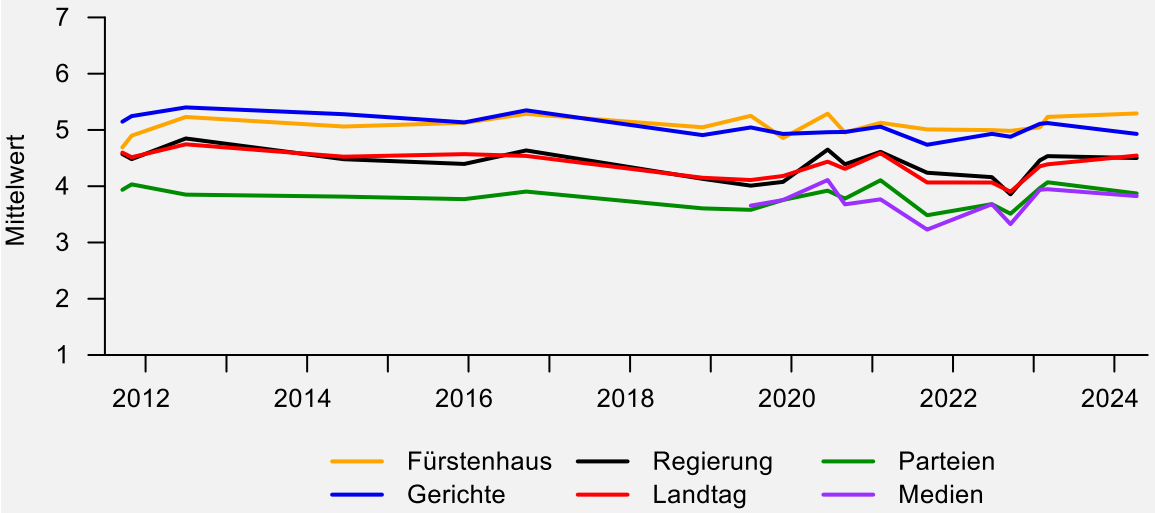
Spektrum einordnen, vertrauen den angegebenen Institutionen kontinuierlich mehr, als Personen auf der gegenüberliegenden Seite des Spektrums. Dieser Trend kehrt sich jedoch beim Vertrauen in die Kirche und das Fürstenhaus um.

Eher mehr Vertrauen gegenüber den abgefragten Institutionen bringen auch junge Befragte aus der Altersgruppe 16 bis 25 entgegen. Sie gaben durchschnittlich den liechtensteinischen Medien wie auch den politischen Parteien 4,5 Punkte. Auch Landtag und Regierung schnitten unter der jüngsten Alterskohorte am besten ab. Bloss beim Vertrauen in das Fürstenaus waren junge Befragte das Schlusslicht. Hier kehrt sich der Trend um und das Vertrauen steigt mit zunehmendem Alter an.

Während in anderen Fragestellungen oftmals ein geringer oder hoher Bildungsabschluss für eine Tendenz ausschlaggebend ist, ist es beim Institutionenvertrauen der Bildungsabschluss der Sekundarstufe II. Befragte in dieser Kategorie weisen kontinuierlich das geringste Vertrauen in Institutionen auf – lediglich dem Fürstenhaus und der Kirche vertrauen Befragte mit höherem Bildungsabschluss im Schnitt noch weniger. Befragte mit Abschluss auf Sekundarstufe I gaben einerseits am häufigsten «weiss nicht» an. Andererseits äusserten diejenigen Personen dieser Gruppe, die sich auf der Skala einordneten, häufig ein höheres Vertrauen als andere Bildungsgruppen. Dies gilt etwa bei Regierung, Landtag, politischen Parteien, Fürstenhaus sowie den liechtensteinischen Medien.

Betrachtet man das Institutionenvertrauen über die Zeit hinweg (Abbildung 19), so sind seit 2012 bloss geringfügige Schwankungen beobachtbar. Fürstenhaus und Gerichte liegen stets obenauf, gefolgt von Regierung und Landtag. Medien und Parteien – beide bilden indessen sehr heterogene Bewertungsgegenstände – wird am wenigsten Vertrauen entgegengebracht, aber im Endeffekt vertraut rund die Hälfte auch ihnen.

Abbildung 19: Vertrauen in Institutionen über die Zeit



Anmerkung: Aus Gründen der Vergleichbarkeit werden nur die Antworten von Personen mit liechtensteinischer Staatsbürgerschaft und mit Mindestalter von 18 Jahren ausgewiesen.
© Liechtenstein-Institut

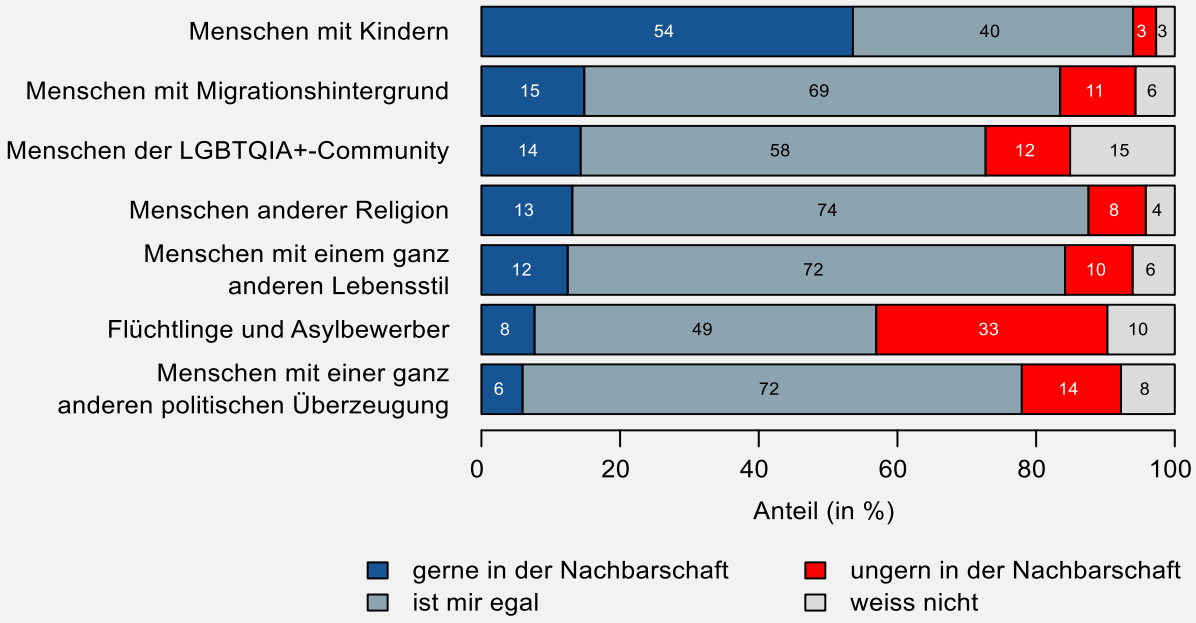
Im internationalen Vergleich sind die Liechtensteiner Vertrauenswerte hoch; in der Regel belegen sie zusammen mit den skandinavischen und den Schweizer Werten die Spitzenplätze in der internationalen Vertrauensrangliste. Das Institutionenvertrauen ist in Liechtenstein also stark ausgeprägt.

4.4 Akzeptanz von Diversität

Menschen haben unterschiedliche soziale und kulturelle Hintergründe, unterschiedliche Ressourcen, Interessen und Meinungen. In modernen Gesellschaften ist diese Vielfalt besonders ausgeprägt. Wie im Theorieteil ausgeführt, sind Beziehungen zwischen Menschen, die gleiche Interessen und Meinungen haben und aus gleichen sozialen wie kulturellen Verhältnissen stammen, verhältnismässig einfach aufzubauen. Weniger selbstverständlich sind hingegen Beziehungen zwischen Menschen mit unterschiedlichem Background und unterschiedlichen Einstellungen und Interessen, also *Bridging*- und *Linking*-Beziehungen. Wie sieht nun aber dieses Miteinander in der Vielfalt aus?

«Wen würden Sie sich als Nachbarn wünschen?», ist die Frage, die wir hierzu gestellt haben – eine Frage, mit der man in der Realität indes selten konfrontiert wird. Sie ist also stark hypothetischer Natur, liefert aber gleichwohl Aufschluss darüber, welche *Bridging*- und *Linking*-Beziehungen wem leicht- und welche wem schwerfallen. Vorstellungen darüber, wer gerne und ungerne in der Nachbarschaft gesehen wird, hat ein Grossteil der Befragten durchaus. Zunächst lässt sich aber festhalten, dass es für die meisten Befragten schlichtweg irrelevant ist, welchem sozialen Kreis der Nachbar oder die Nachbarin angehört (Abbildung 20). Bis auf zwei Gruppen – Menschen mit Kindern sowie Asylantinnen und Asylanten bzw. Flüchtlinge – wurde die Antwort «ist mir egal» von mehr als 50 Prozent der Befragten ausgewählt. Diese Antwort kann Unterschiedliches heissen: Erstens, dass man grundsätzlich alle Gruppen von Menschen in der Nachbarschaft akzeptiert oder gar willkommen heisst. Zweitens kann es bedeuten, dass man als Mieterin oder Mieter darüber meist ohnehin nicht entscheiden kann und sich demnach gar nicht erst mit der Frage beschäftigen will. Drittens könnte es bedeuten, dass man sowieso keinen Kontakt zur Nachbarschaft pflegt und es deshalb gleichgültig ist, wer diese unbekannten Nachbarn und Nachbarinnen letztlich sind. Letzteres war indessen wohl nur selten der Beweggrund dafür, dass man auf die Frage, wen man sich als Nachbar/in wünscht, mit «ist mir egal» antwortete. Denn Befragte, die im Interview angaben, ihre Nachbarn nicht zu kennen, gaben die «ist mir egal»-Antwortoption nicht häufiger an als solche, die ihre Nachbarschaft kennen. Am ehesten ist diese Antwort so zu deuten, dass diese Befragten so gut wie alle Gruppen tolerieren und keine «Präferenzen» haben, was die Herkunft oder Weltanschauung der Nachbarschaft anbelangt.

Abbildung 20: Erwünschte und unerwünschte Nachbarn (n = 867)



© Liechtenstein-Institut

Nicht egal ist einer Mehrheit, ob Menschen mit Kindern in der Nachbarschaft wohnen. Sie sind mehrheitlich (54 %) gerne gesehen. Die Freude über Kinder in der Nachbarschaft steigt überdies mit zunehmendem Alter: Mehr als 60 Prozent der über 65-Jährigen wünschen sich Kinder in der Nachbarschaft.

Weniger gern gesehen sind hingegen Flüchtlinge sowie Asylbewerberinnen und Asylbewerber. Jede dritte Person möchte keine Menschen mit Asylstatus in der Nachbarschaft. Betrachtet nach Altersgruppen fällt auf, dass 26- bis 45-Jährige die Antwort «ungerne in der Nachbarschaft» am häufigsten gaben (39 %). Wird in dieser Kategorie nach Bildung gefiltert, fallen keine signifikanten Unterschiede zwischen den verschiedenen Bildungskohorten auf – ein höherer Bildungsabschluss erhöht jedoch ein wenig die Tendenz, Menschen mit Migrationshintergrund in der Nachbarschaft willkommen zu heissen. Dieser Trend korreliert aber nicht mit dem Einkommensniveau. Weiter spielt die Staatszugehörigkeit eine gewisse Rolle. Ausländerinnen und Ausländer sehen Flüchtlinge und Asylbewerberinnen und Asylbewerber etwas seltener ungern als Nachbarn (–13 Prozentpunkte) als Befragte mit liechtensteinischer Staatszugehörigkeit.

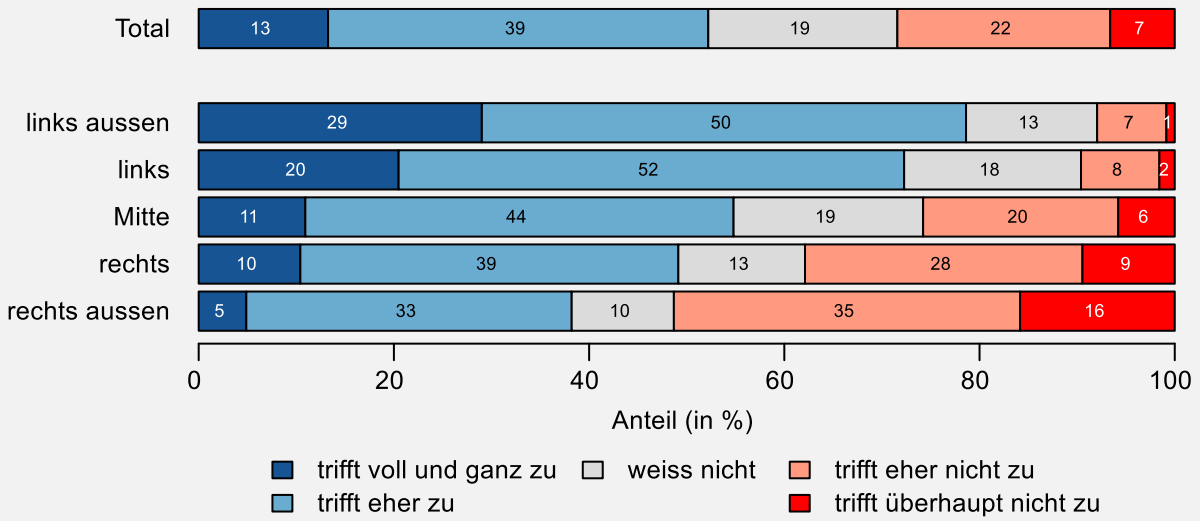
Menschen der LGBTQIA+-Community sind als Nachbarn häufiger gern (14 %) als ungern (12 %) gesehen. Interessant ist, dass die jüngste Altersklasse (16- bis 25-Jährige) den höchsten Anteil der Antwort «ungern» aufweist (21 %), aber gleichzeitig auch den zweithöchsten Anteil der Antwort «gern» (17 %). Das liegt auch daran, dass der Anteil «weiss nicht» mit steigendem Alter zunimmt und bei den über 65-Jährigen 29 Prozent beträgt. Die Gründe dafür sind unbekannt, aber allenfalls ist der vergleichsweise «junge» Begriff «LGBTQIA+» einigen älteren Menschen schlicht unbekannt. Lebensstil, Religion, politische Überzeugungen und Migrationshintergrund sind hingegen für die meisten Menschen in Liechtenstein irrelevant, wenn es um die Nachbarn geht. Rund 70 Prozent antworteten bei den genannten Gruppen mit «ist mir egal». Generell fällt auf, dass Frauen fast durchwegs toleranter sind als Männer, mit Ausnahme der Gruppe mit anderen politischen Überzeugungen.

Soziodemografische Variablen sind zur Erklärung der abgefragten Haltung gegenüber Gruppen meist nicht sonderlich hilfreich. Politische Einstellungen hingegen schon eher. Tatsächlich zeigen sich zwischen den politischen Lagern teils deutliche Unterschiede bei der Frage, wen man sich als Nachbar wünscht bzw. nicht wünscht. Im rechten Lager, insbesondere im äusseren rechten Spektrum, sind Menschen anderer Religion, mit Flüchtlingsstatus, mit ganz anderem Lebensstil oder mit Migrationshintergrund weniger erwünscht, wenngleich mit Ausnahme der Flüchtlinge und Asylbewerberinnen und Asylbewerber nirgendwo eine Mehrheit die Antwortoption «ungern» wählte. Anders präsentiert sich die Situation bei Menschen mit einer ganz anderen politischen Überzeugung. Sie sind im linken Lager, insbesondere im äusseren linken Spektrum, öfter unerwünscht als rechts oder in der Mitte. Menschen mit Kindern sind, wie oben gezeigt, ohnehin bei den meisten Befragten als Nachbarn willkommen, aber im linken äusseren Spektrum will doch jede zehnte befragte Person keine Kinder in der Nachbarschaft.

Daran anschliessend wurde speziell nach einer Bewertung der Migrationsfolgen gefragt. Eine hauchdünne Mehrheit (52 %) bekräftigte die Aussage, dass Liechtenstein aus der Einwanderung alles in allem mehr Vor- als Nachteile gezogen habe (Abbildung 21). Rund ein Fünftel (19 %) konnte sich weder für noch gegen dieses Statement äussern, während etwas weniger als ein Drittel (29 %) eine negative Bilanz zieht. Die Antwort auf die Frage, inwieweit die Migration die Liechtensteiner Gesellschaft verändert habe, ist massgeblich von politischen Grundhaltungen abhängig. Wer sich links einstuft, betrachtet Migration vornehmlich als Gewinn, wer sich in der Mitte einstuft, eher als Gewinn, und wer sich rechts einstuft, sieht dies vornehmlich als nachteilig. Politische Grundüberzeugungen sind bei dieser Frage überdies deutlich wichtiger als der eigene Migrationshintergrund.[29]

[29] Gefragt wurde nicht nach dem Migrationshintergrund, sondern nach der Staatsbürgerschaft. Beides korreliert aber erfahrungsgemäss ziemlich stark miteinander.

Abbildung 21: Meinungen zur Aussage «Alles in allem hat Liechtenstein durch Einwanderung mehr Vorteile als Nachteile.» (n = 867)



© Liechtenstein-Institut

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass für die meisten Menschen in Liechtenstein die Herkunft, der Lebensstil, die Konfession, die Lebenssituation und die politische Orientierung ihrer Nachbarschaft keine Hinderungsgründe dafür sind, nachbarschaftliche Beziehungen aufzubauen. Das garantiert natürlich noch nicht, dass solche Beziehungen dann auch tatsächlich aufgebaut und gepflegt werden. Wie an anderer Stelle aufgezeigt, kennt mehr als ein Fünftel der Wohnbevölkerung seine Nachbarinnen und Nachbarn kaum (Abschnitt 4.1). Aber zumindest schliessen die oben genannten Kriterien eine Kontaktaufnahme und -pflege nicht von vornherein aus. Allerdings gibt es doch 14 Prozent, die auf einen nachbarschaftlichen Kontakt zu politisch Andersdenkenden am liebsten verzichten würden. Das ist speziell deswegen besorgniserregend, weil politische Diskussionen in einem stark direktdemokratisch geprägten System wie in Liechtenstein unvermeidlich sind und es überdies aufgrund der Grösse der politischen Lager auch ziemlich wahrscheinlich ist, solchen politisch Andersdenkenden im Alltag eben doch zu begegnen.

5 VERBUNDENHEIT

Wie im Theorieteil erläutert, setzen ein zivilgesellschaftliches Engagement sowie solidarisches Verhalten ein Gefühl der Verbundenheit mit dem Gemeinwesen voraus. Wer sich einer Gesellschaft nicht verbunden fühlt, sich also nicht als Teil dieser Gesellschaft begreift, wird aller Voraussicht nach auch keinen Anreiz haben, sich in diese Gesellschaft einbringen zu wollen. Zudem sagt die Verbundenheit mit einem Gemeinwesen auch etwas darüber aus, wie man die Solidarität der anderen einem selbst gegenüber wahrnimmt. Wem keine Solidarität oder Hilfsbereitschaft entgegengebracht wird – unabhängig davon, ob dies bloss ein subjektives Empfinden ist oder ob es objektiv auch zutrifft –, kann eine Bindung zum Gemeinwesen wohl nur schwerlich aufbauen. Diese Verbundenheit kann zwei unterschiedliche Formen annehmen: einerseits in der Form eines Gefühls der Zugehörigkeit zur Gesellschaft, andererseits in der Form der Identifikation mit dem entsprechenden Kollektiv bzw. der entsprechenden Gebietskörperschaft. Abschnitt 5.1 beschäftigt sich mit dem Zugehörigkeitsgefühl hierzulande, Abschnitt 5.2 mit der kollektiven Identität der in Liechtenstein lebenden Menschen.

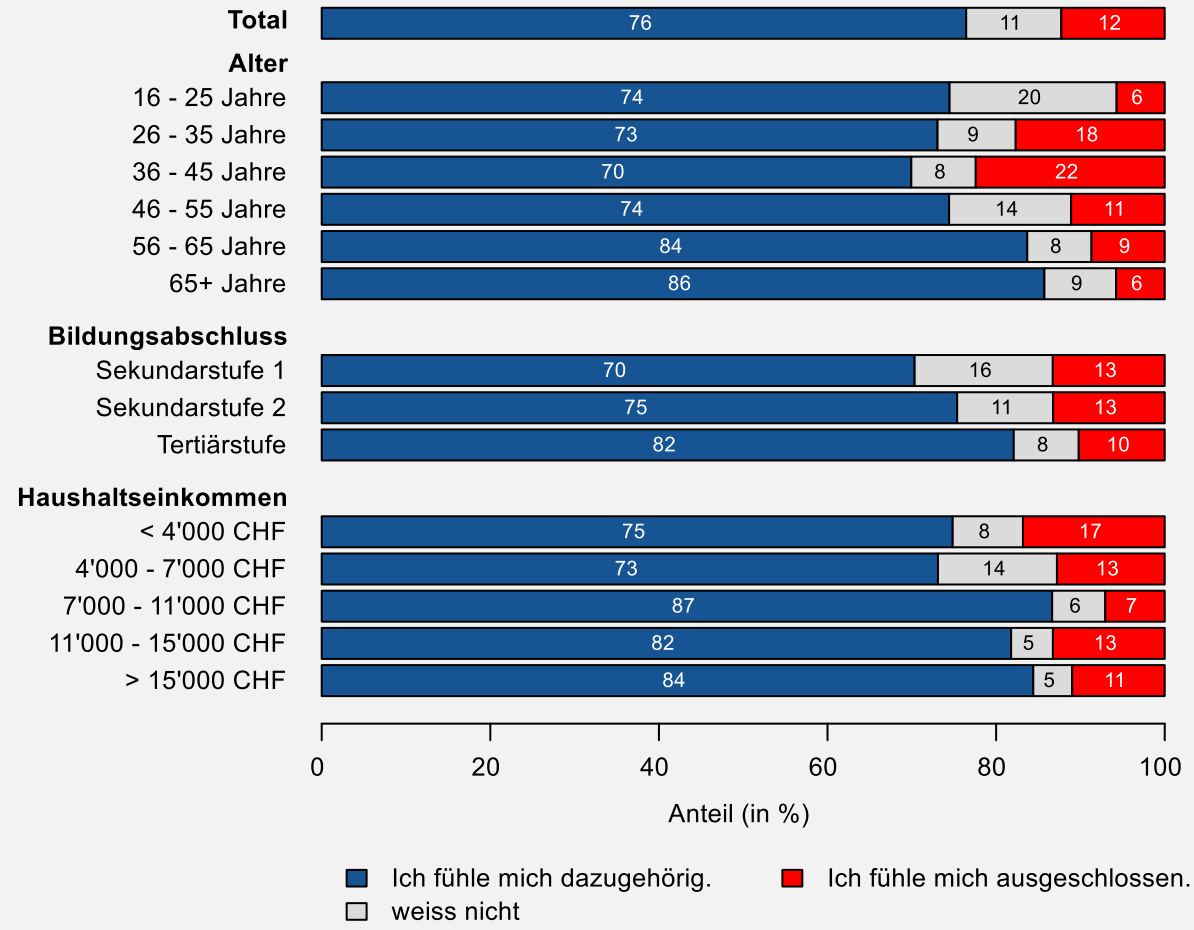
5.1 Zugehörigkeitsgefühl

Mehr als drei von vier Befragten (76 %) empfinden sich als (integralen) Teil der Gesellschaft, ihr also dazugehörig (Abbildung 22). Zwölf Prozent fühlen sich hingegen von der Gesellschaft ausgeschlossen, während elf Prozent die Frage mit «weiss nicht» beantworteten. Das Zugehörigkeitsgefühl ist nicht in allen Merkmalsgruppen gleich ausgeprägt. So ist etwa höheres Alter dem Zugehörigkeitsgefühl förderlich. 56- bis 65-Jährige gaben mit 84 Prozent an, sich zugehörig zu fühlen. Auch Bildungsabschluss und Einkommen sind hier ausschlaggebend: Mit höherem Bildungsabschluss und tendenziell höherem Einkommen steigt auch der Anteil der Personen, die sich dazugehörig fühlen. Gleichzeitig kann ein (eher) geringes finanzielles Einkommen eher zu einem Gefühl der Ausgeschlossenheit führen, denn 17 Prozent der Befragten mit einem Haushaltseinkommen unter 4'000 CHF gaben an, sich nicht zugehörig zu fühlen. Neben erwähnten Faktoren spielen auch die Art des Haushalts und die Staatsbürgerschaft eine Rolle: Befragte in Paarhaushalten sowie Personen mit liechtensteinischem Pass gaben etwas häufiger an, sich zugehörig zu fühlen. Die Unterschiede sind jedoch gering. Auch die meisten Ausländer und Ausländerinnen fühlen sich in Liechtenstein dazugehörig, was für eine hohe Integrationsleistung der Liechtensteiner Gesellschaft spricht.

Mehr als die gängigen soziodemografischen Merkmale ist es die individuelle Lebenssituation, die erkennen lässt, wer sich von der Gesellschaft ausgeschlossen fühlt. Es sind Personen, die sich oftmals einsam fühlen, niemanden haben, der ihnen in Notsituationen beistehen würde,[30] meist mittleren Alters sind, ihre Nachbarschaft kaum kennen und – hier handelt es sich wohl um eine direkte Wirkung ihrer Lebenssituation – den sozialen Zusammenhalt im Land in der Folge negativ einschätzen. Kurzum, das Gefühl, von der Gesellschaft ausgeschlossen zu sein, wird zwar nur von einer kleinen Minderheit geteilt. Aber immerhin mehr als jede/r Zehnte ist davon betroffen. Die primäre Ursache dafür ist soziale Isolation.

[30] Um präzise zu sein: Es sind jene, die in Notsituationen niemanden haben, der ihnen beistehen würde, *sich aber jemanden wünschen würden, der ihnen im Notfall beistünde*, die sich ausgeschlossen fühlen. Jene, die niemanden haben, aber darin auch kein Problem sehen, fühlen sich in etwa gleichem Ausmass dazugehörig wie der Rest.

Abbildung 22: Gefühlte Zugehörigkeit zur Gesellschaft (n = 880)



© Liechtenstein-Institut

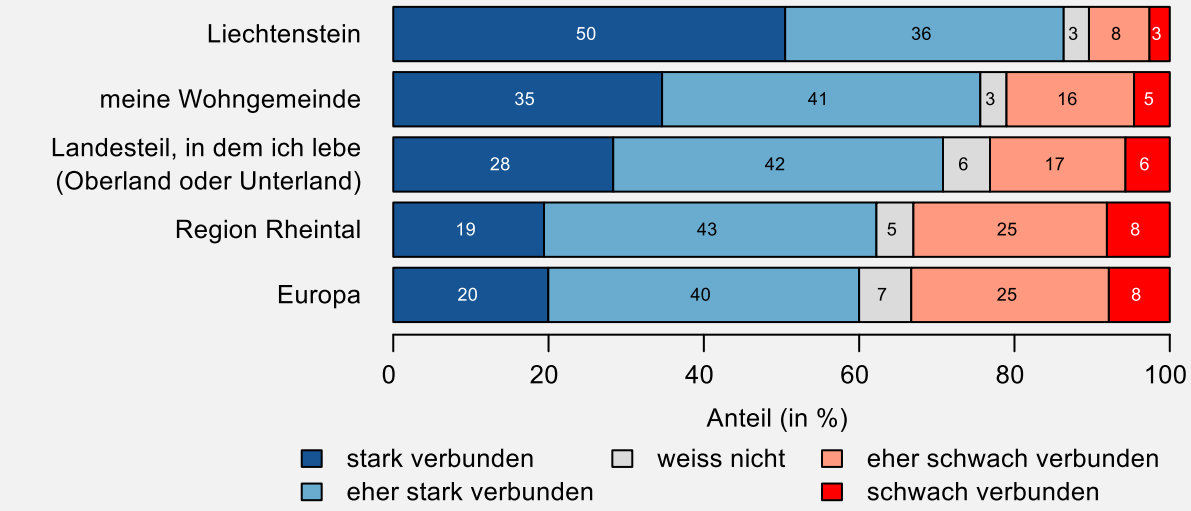
5.2 Identifikation

5.2.1 Identifikation mit geografischen Einheiten

Identifikation kann sich auf verschiedene geografische Ebenen beziehen. Von einer kleinen geografischen Einheit, der Gemeinde, über grössere geografische Einheiten wie ein Land, bis hin zu einer supranationalen Gebietskörperschaft wie Europa. Im Rahmen der vorliegenden Befragung wurde die Identifikation mit dem Land Liechtenstein, der Wohngemeinde, dem Landesteil (Ober- und Unterland), der Region Rheintal sowie Europa abgefragt.

Am stärksten identifizieren sich die Befragten mit dem Land (Abbildung 23). Jede und jeder Zweite gab an, sich stark mit Liechtenstein verbunden zu fühlen, weitere 36 Prozent fühlen sich eher stark verbunden. Eine grosse Mehrheit von fast 90 Prozent (86 %) identifiziert sich demzufolge mit dem Land. Elf Prozent fühlen sich hingegen nur schwach oder eher schwach mit dem Land verbunden. Nach der Nation fühlen sich Befragte mit der kleinsten politischen Einheit im Land stark verbunden: der Wohngemeinde. 35 Prozent fühlen sich mit ihr stark verbunden, während 41 Prozent der Befragten angaben, sich eher stark verbunden zu fühlen. Dagegen identifiziert sich nur etwa jede fünfte Person schwach mit der Wohngemeinde. Sodann nimmt die Identifikation ab, je grösser die geografische Einheit ist. Mit der Region Rheintal identifiziert man sich beispielsweise weniger stark als mit dem Landesteil und mit Europa wiederum weniger als mit dem Rheintal.

Abbildung 23: Verbundenheit mit geografischen Einheiten (n = 843)



© Liechtenstein-Institut

Aufgeschlüsselt nach Alter fühlen sich Junge (18–25 Jahre: 43 %) und Alte (65+ Jahre: 38 %) am häufigsten stark mit ihrer Wohngemeinde verbunden. Mit Ausnahme der jüngsten Altersklasse steigt mit zunehmendem Alter, welches wiederum häufig mit einer längeren Wohndauer einhergeht, zudem erwartungsgemäss die Verbundenheit mit der Wohngemeinde. 55 Prozent der Befragten, die seit Geburt in ihrer aktuellen Wohngemeinde leben, fühlen sich stark mit derselben verbunden. Ihnen stehen die Personen gegenüber, die weniger als fünf Jahre in derselben Gemeinde wohnen. Sie fühlen sich nur zu 16 Prozent stark mit der Wohngemeinde verbunden. Ein ähnlicher, aber weniger stark ausgeprägter «Wohndauer-Verbundenheits-Effekt» zeigt sich auch bei der wahrgenommenen Verbundenheit mit dem Landesteil und mit dem Land Liechtenstein.

Die Verbundenheit mit dem Land steigt mit zunehmendem Alter: Die jüngste Altersgruppe (16 bis 25 Jahre) gab mit 39 Prozent «stark verbunden» an, während es unter den Altersgruppen ab 46 Jahre mehr als 55 Prozent sind. Auch die Verbundenheit mit Europa steigt mit zunehmendem Alter ab der Altersgruppe 26 bis 35. Eine Ausnahme bilden die jüngsten Befragten, die sich mit Europa stärker verbunden fühlen als andere.

Die Verbundenheit mit lokalen Einheiten divergiert nur minimal zwischen den Geschlechtern. Betrachtet man die Ergebnisse entlang der Bildungskohorten, fällt auf, dass sich Abgängerinnen und Abgänger der Sekundarstufe II am häufigsten mit den liechtensteinischen geografischen Einheiten sowie der Region Rheintal verbunden fühlen. Auf der internationalen Ebene setzt sich dieser Trend nicht fort. Personen mit diesem Bildungsabschluss gaben am häufigsten an, sich schwach oder eher schwach mit Europa verbunden zu fühlen (38 %). Am häufigsten wurde Verbundenheit mit Europa von Personen genannt, die eine Universität oder Fachhochschule abgeschlossen haben.

Auch die Staatsbürgerschaft hat einen Einfluss auf die Verbundenheit mit verschiedenen geografischen Einheiten. Liechtensteinerinnen und Liechtensteiner fühlen sich häufiger stark verbunden mit ihrer Gemeinde (+14 Prozentpunkte) als Ausländerinnen und Ausländer. Ähnliche Ergebnisse finden sich bei den Vergleichen der Verbundenheit mit dem Landesteil oder dem Land wieder. Vor allem die Identifikation mit dem Fürstentum (Angabe: stark verbunden) ist unter Liechtensteinerinnen und Liechtensteinern stärker ausgeprägt als unter Personen mit einem anderen Pass (60 % zu 36 %). Betrachtet man hingegen die Verbundenheit mit überregionalen Einheiten wie der Region Rheintal und

Europa, so gaben ausländische Befragte häufiger als Liechtensteinerinnen und Liechtensteiner an, sich «stark verbunden» zu fühlen.

Das Verbundenheitsgefühl hat auch – und überdies in nicht geringem Masse – mit der politischen Ausrichtung zu tun. Dieses Phänomen ist aus der internationalen Forschung schon lange bekannt. In Liechtenstein verhält es sich diesbezüglich gleich wie in anderen Staaten: Im linken Lager identifiziert man sich weniger stark mit dem Land oder der Wohngemeinde als in der politischen Mitte oder im rechten Lager. Stattdessen ist die Identifikation mit Europa links stärker als in der Mitte oder rechts. Interessanterweise korreliert das im vorherigen Abschnitt besprochene Zugehörigkeitsgefühl zur Gesellschaft deutlich weniger stark mit der politischen Ausrichtung als die Identifikation mit einer Gebietskörperschaft bzw. Staat. Aufgrund dessen ist davon auszugehen, dass die vergleichsweise geringe nationale Identifikation im linken Lager primär mit der negativen Konnotation des Nationalismus bzw. Nationalstolzes (und umgekehrt mit der positiven Konnotation des Internationalismus) zu tun hat und nicht etwa damit, dass man sich im Land weniger stark eingebunden fühlt oder sich dem Land weniger stark verbunden fühlt.

Was die Verbundenheit mit dem Land und der Gemeinde (oder dem Wohnort) anbelangt, gibt es eine Vielzahl internationaler Studien.[31] Die Schweizer MOSAICH-Erhebung 2011[32] beispielsweise weist für Gemeinden eine Verbundenheit[33] von 71, für den Kanton eine solche von 75, für die Schweiz eine solche von 93 und für Europa eine solche von 70 Prozent[34] aus. Neuere Erhebungen (2024) mit einer allerdings etwas anderen Frageformulierung weisen ganz ähnliche Ergebnisse aus. Am passendsten ist indessen wohl ein Vergleich mit den Eurobarometer-Daten (Abbildung 24). Generell lässt sich zunächst festhalten, dass Liechtenstein, nimmt man die Antwortkategorien «stark verbunden» und «eher verbunden» zusammen, starke Ähnlichkeiten mit den meisten europäischen Staaten aufweist. Die Verbundenheit mit dem Wohnort (Gemeinde) ist in Liechtenstein und der Schweiz tendenziell etwas tiefer als in vielen anderen europäischen Staaten. Die Verbundenheit mit Europa (wichtig: nicht etwa mit der Europäischen Union) ist in Liechtenstein ähnlich, aber tendenziell etwas geringer ausgeprägt als in den europäischen Staaten.

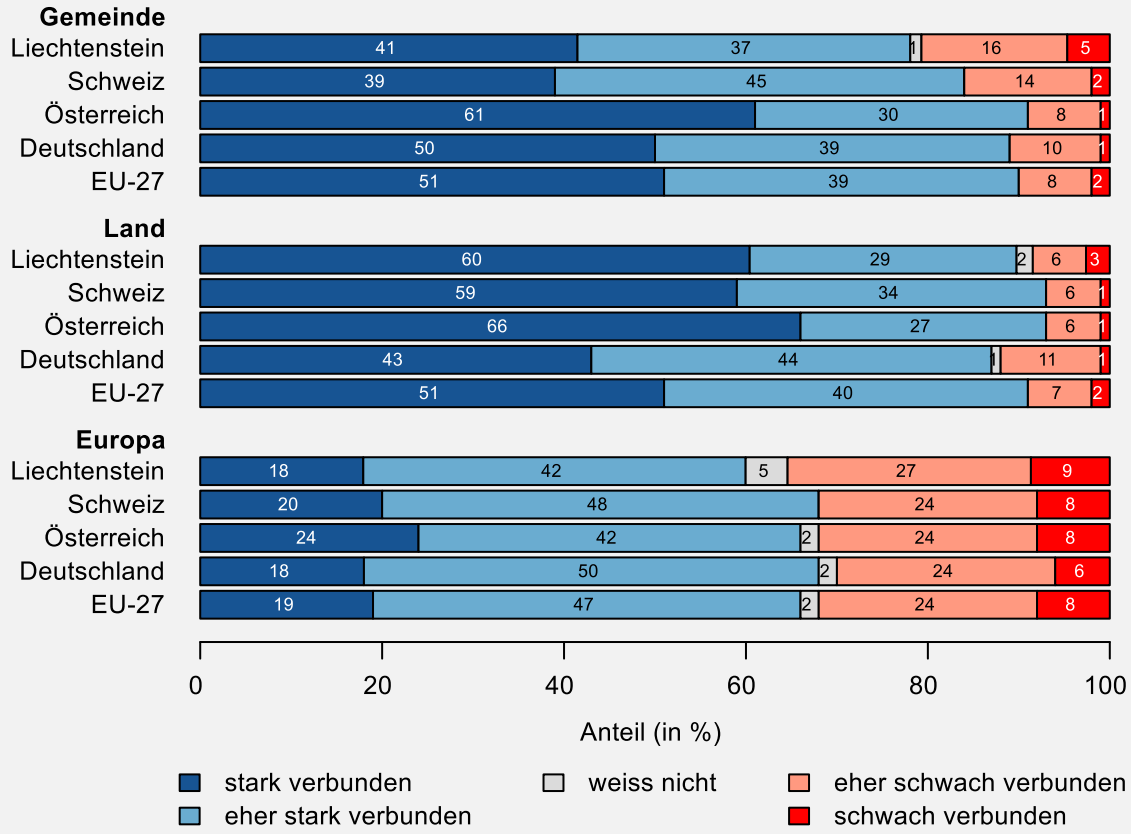
31 https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bevoelkerung/migration-integration/zusammenleben-schweiz/identitaet.html (zuletzt eingesehen am 29. Juni 2024).

32 https://devisu.forscenter.ch/index.php/catalog/1055/variable-groups/VG3 (zuletzt eingesehen am 29. Juni 2024).

33 Die Anteile «sehr verbunden» und «ziemlich verbunden» wurden hier addiert.

34 Allerdings ist der Anteil derer, die sich «stark» mit Europa verbunden fühlen, signifikant tiefer als jener für die Gemeinde oder den Kanton.

Abbildung 24: Verbundenheit mit geografischen Einheiten im europäischen Vergleich



Bemerkung: Daten von der Schweiz, Österreich, Deutschland und EU-27 stammen vom Eurobarometer 99.4 (European Commission 2024). Alle Angaben beziehen sich auf Staatsbürger/innen der jeweiligen Länder.
© Liechtenstein-Institut

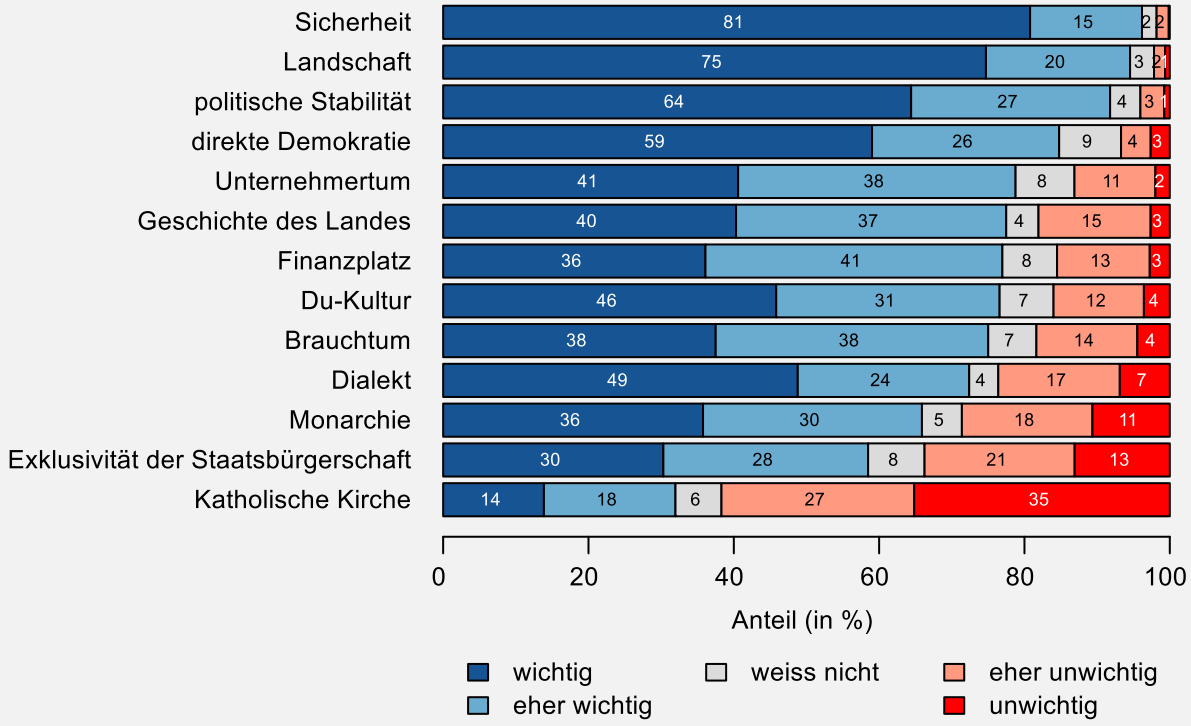
5.2.2 Charakterisierungen Liechtensteins

Was macht Liechtenstein in den Augen der Bevölkerung eigentlich aus? Mit welchen Attributen oder Merkmalen assoziieren die in Liechtenstein Wohnhaften ihr Land vornehmlich? Die Beantwortung dieser Frage hilft auch zu verstehen, welche Kriterien für die zuvor behandelte Identifikation mit dem Land zentral sind. Wichtig oder sehr wichtig ist den meisten (96 %) der Aspekt der Sicherheit (Abbildung 25). Liechtenstein ist ein sicheres Land und der Umstand, dass man sich hier sicher fühlen kann, zeichnet Liechtenstein in den Augen so gut wie aller auch aus. Sodann verbinden die meisten auch die Liechtensteiner Landschaft, wahrscheinlich primär die Berge, mit Liechtenstein. Politische Stabilität ist ebenfalls ein wichtiger Aspekt für viele (91 %). Ein wenig erstaunlich gibt es diesbezüglich kaum Unterschiede zwischen den Anhängerschaften der beiden Grossparteien und jenen der Oppositionsparteien, die in ihrer Rolle als Oppositionsparteien zumindest für einen gewissen Grad an politischer Veränderung einstehen. Ein weiterer politischer Aspekt, die direkte Demokratie, wurde ebenfalls häufig als wichtig empfundenes Merkmal Liechtensteins genannt.

Sodann folgen Merkmale, die für eine Mehrheit wichtig sind, aber – im Gegensatz zu den vorhergenannten Assoziationen – zumindest für eine nicht völlig unerhebliche Minderheit unbedeutend sind. Dazu zählt etwa das Unternehmertum. Beinahe 80 Prozent zählen dieses zu den wichtigen Merkmalen Liechtensteins. 13 Prozent erachten es jedoch als unbedeutend, vornehmlich jüngere, politisch linksstehende Frauen. Praktisch dasselbe gilt für den Finanzplatz. Die Du-Kultur ist für die meisten wichtig oder gar sehr wichtig, für einige (16 %) hingegen weniger bzw. gar nicht wichtig. Der Dialekt macht für 49 Prozent einen sehr wichtigen, für 24 Prozent einen wichtigen Teil Liechtensteins aus. Ausländer

und Ausländerinnen teilten diese Sichtweise in geringerem Ausmass, aber nach wie vor mehrheitlich (32 bzw. 26 %). Die Monarchie wird von zwei Dritteln der Befragten als wichtiges Identifikationsmerkmal gesehen, von 29 Prozent hingegen nicht. Die Bedeutungszumessung folgt dabei in fast schon linearer Weise der Links-Rechts-Einstufung. Je weiter rechts man sich einstuft, desto grössere Bedeutung wurde der Monarchie beigemessen.

Abbildung 25: Identitätsstiftende Aspekte Liechtensteins nach Wichtigkeit (n = 843)

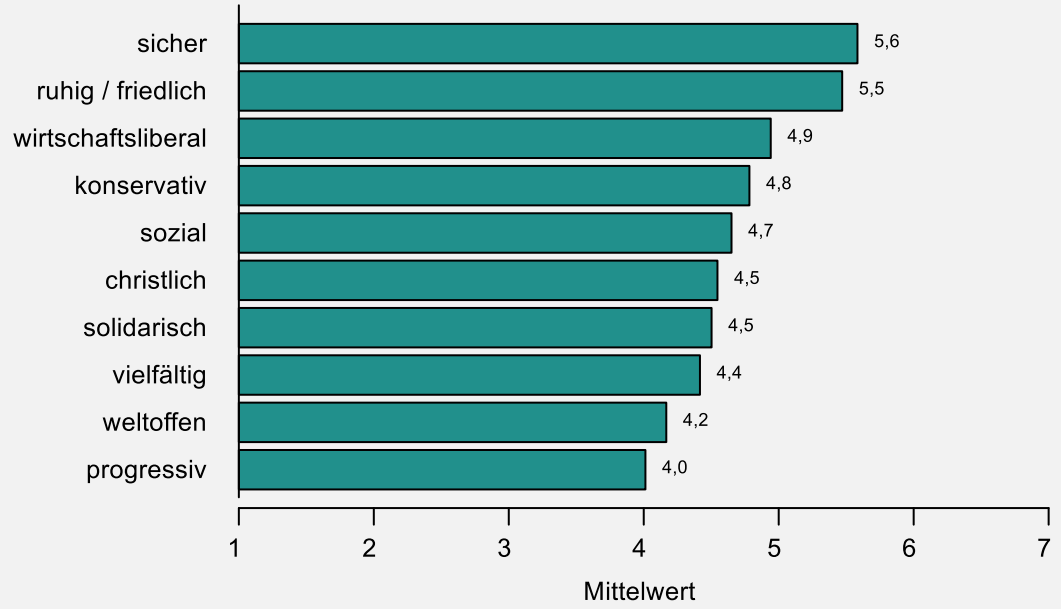


© Liechtenstein-Institut

Die Exklusivität der Staatsbürgerschaft wird von 58 Prozent als wichtiges Element der Liechtensteiner Identität angesehen, rund ein Drittel (34 %) erachtet sie für wenig wichtig bzw. unbedeutsam. Es überrascht nicht, dass Befragte ohne Liechtensteiner Staatsbürgerschaft die Exklusivität derselben insgesamt weniger oft mit ihrem Bild von Liechtenstein verbanden als Liechtensteiner Staatsbürgerinnen und Staatsbürger. Überraschend ist eher, dass selbst 42 Prozent von ihnen diese Exklusivität als wichtiges Liechtensteiner Merkmal betrachten, ohne es selbst zu besitzen. Das einzige der abgefragten Attribute, das eine Mehrheit der Befragten (62 %) nicht als identitätsstiftend betrachtet, ist die katholische Kirche.

Die Umfrageteilnehmenden wurden darüber hinaus gefragt, inwieweit unterschiedliche Charakterisierungen Liechtensteins ihrer Ansicht nach zutreffen. Abbildung 26 weist für jedes der zehn abgefragten Merkmale den Mittelwert auf einer Skala zwischen 1 (trifft überhaupt nicht zu) und 7 (trifft sehr stark zu) aus. Dabei ging es vordergründig nicht darum, welches Liechtenstein man sich *wünscht*, sondern darum, wie man glaubt, dass es *ist*. Dabei ist zunächst festzuhalten, dass es nicht wenigen schwer fiel, Charakteristiken einzuschätzen: Vergleichsweise viele antworteten mit «weiss nicht». Für die nachstehende Abbildung wurden diese «weiss nicht»-Antworten aber nicht berücksichtigt.

Abbildung 26: Merkmale Liechtensteins (n = 843)



© Liechtenstein-Institut

Wie weiter oben gezeigt, ist man sich hierzulande einig, dass Liechtenstein ein sicheres und ausserdem ruhiges und friedliches Land ist. Liechtenstein wird zudem als wirtschaftsliberales und konservatives Land wahrgenommen (Mittelwert: 4,9 bzw. 4,8). Interessant ist, dass die Konservativen im politischen Sinne (d. h. solche, die sich rechts der Mitte einstufen) das Land als deutlich weniger konservativ erachten als die «Progressiven» (d. h. solche, die sich links der Mitte verorten). Eine Mehrheit nimmt Liechtenstein auch als soziales Land wahr. Auch wird dem Land von einer Mehrheit eine christliche Prägung beigemessen.

Im Zusammenhang mit dem Ziel der vorliegenden Studie ist natürlich besonders interessant, als wie solidarisch das Land wahrgenommen wird. Solidarität ist zwar nicht das erste Charakteristikum, welches die hierzulande Lebenden mit ihrem Land assoziieren, aber eine Mehrheit bezeichnet ihr Land (bzw. die darin lebende Gesellschaft) als solidarisch. Diese Einschätzung ist im Grossen und Ganzen über so gut wie alle Merkmalsgruppen hinweg gleich verteilt. Keine Gruppe, sei es eine Einkommensschicht, sei es eine Bildungsklasse, Parteianhängerschaft oder Altersgruppe, empfindet das Land als ausgeprägt unsolidarisch.

Vielfältig, weltoffen und progressiv sind überdies weitere Attribute, von denen eine (knappe) Mehrheit meint, sie treffen auf Liechtenstein zu.

6 GEMEINWOHLORIENTIERUNG

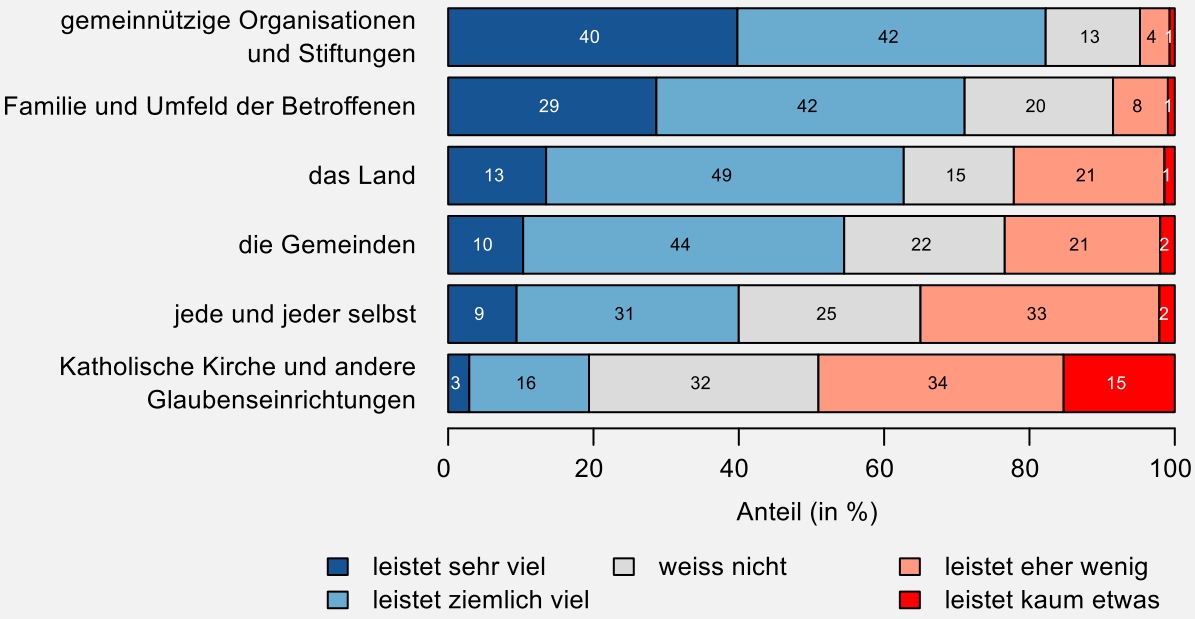
Die dritte Dimension des sozialen Zusammenhalts bildet die Gemeinwohlorientierung. Die Gemeinwohl*orientierung* ist zunächst ein innerer, mentaler Zustand. Sie drückt eine Haltung oder Meinung aus. Diese Haltung schlägt sich in der Folge oft auch in einem bestimmten Verhalten nieder: Wer sich um das Gemeinwohl sorgt, wird sich auch eher für gemeinwohlorientierte Zwecke einsetzen, sei es in der Form eines freiwilligen, zivilgesellschaftlichen Engagements (siehe Abschnitt 4.2), oder sei es durch eine finanzielle Unterstützung gemeinwohlorientierter Organisationen in der Form von Spenden (Abschnitt 6.2). Beides, die Gemeinwohlorientierung als Haltung (Abschnitt 6.1) wie auch die Spendenbereitschaft, sollen im vorliegenden Abschnitt behandelt werden. Schliesslich gehört zur Gemeinwohlorientierung auch die Akzeptanz gewisser grundlegender Regeln des menschlichen Zusammenseins. Die Akzeptanz dieser Regeln ebenso wie ihre von den Befragten wahrgenommene Einhaltung in Liechtenstein sind Inhalt des abschliessenden Teilabschnittes (Abschnitt 6.3).

6.1 Gesellschaftliches Verantwortungsbewusstsein

Gemeinwohlorientierung drückt sich unter anderem in der Sorge um das Wohl anderer aus, insbesondere derer, die auf Hilfe angewiesen sind. Deshalb wurde im Rahmen der Erhebung die Frage gestellt, wer wie viel Unterstützung für Hilfsbedürftige leisten *soll*. Doch bevor auf den Soll-Zustand eingegangen wurde, wurde zunächst der *Ist*-Zustand ausgelotet. Deshalb wurde zu Beginn die Frage gestellt: Wer leistet wie viel für Hilfsbedürftige (Abbildung 27)?

Fast schon einig sind sich die Befragten (82 %), dass gemeinnützige Organisationen und Stiftungen diesbezüglich sehr oder ziemlich viel leisten. Es gibt kaum jemand, der diesen Organisationen diesbezüglich einen schlechten Leistungsausweis ausstellt. Das liegt gewiss auch daran, dass deren explizites Organisationsziel genau darin besteht, Hilfe für hilfsbedürftige Menschen zu leisten. Auch die Familie und das Umfeld von Hilfsbedürftigen leisten in den Augen der Befragten ziemlich oder sehr viel für die Betroffenen (71 %). Das Land leistet gemäss einer Mehrheit (62 %) ebenfalls viel für Hilfsbedürftige, während für Gemeinden der entsprechende Anteil etwas tiefer liegt (54 %). Wie weiter unten gezeigt werden soll (siehe Abbildung 28), bedeutet das aber nicht automatisch, dass man von den Gemeinden auch mehr Hilfe *erwartet* als vom Land. Der oder die Einzelne leisten in den Augen von 40 Prozent bereits viel, in den Augen von etwa einem Drittel (35 %) jedoch wenig für Menschen, die Hilfe bedürfen. Unklar ist, ob die Letzteren dabei an sich selbst dachten (d. h. «ich selbst leiste wenig») oder an den «generalisierten Anderen». Die Kirche und andere Glaubenseinrichtungen, so die Ansicht von fast einer Hälfte (49 %) der Befragten, leiste wenig für Hilfsbedürftige.

Abbildung 27: Einschätzung, wie viel verschiedene Akteure für hilfsbedürftige Menschen leisten (n = 822)



© Liechtenstein-Institut

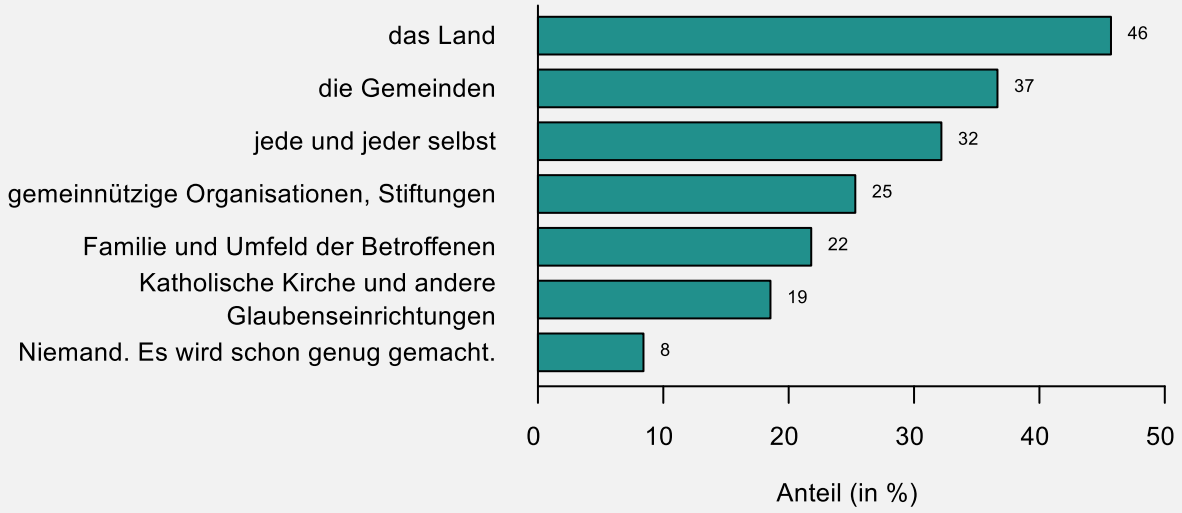
Noch aufschlussreicher als eine empirische Bestandsaufnahme der Hilfsleistungen (aus der subjektiven Sicht der Befragten) ist die Frage, von welchen Akteuren man *mehr erwartet, als sie aktuell leisten* (Abbildung 28). Denn man könnte beispielsweise der Ansicht sein, dass der Staat zwar nicht allzu viel für Hilfsbedürftige leiste, aber dass dies auch nicht seine primäre Aufgabe sei. Aber just so verhält es sich nicht. Das Land leistet, wie im obigen Abschnitt gezeigt, in den Augen einer Mehrheit ziemlich viel für Hilfsbedürftige. Für knapp die Hälfte der Befragten (46 %) sollte es aber mehr sein. Dabei erwarten vor allem jene mehr vom Land (65 %), die zuvor angaben, das Land leiste wenig. Aber selbst 29 Prozent jener, die der Ansicht sind, dass Land leiste bereits viel für Hilfsbedürftige, erwarten diesbezüglich (noch) mehr. Sodann erwarten 37 Prozent der Befragten mehr Hilfe für Bedürftige vonseiten der Gemeinden. Ein knappes Drittel (32 %) will alle einzelnen Mitglieder der Gesellschaft mehr in die Pflicht nehmen, wenn es um Hilfe für Bedürftige geht. Immerhin ein Viertel der Befragten gab an, dass gemeinnützige Organisationen mehr tun sollten. Das ist insofern erstaunlich, als über 80 Prozent der Befragten angeben, dass gemeinnützige Organisationen und Stiftungen bereits viel bzw. eher viel für Hilfsbedürftige leisten. Aber in der Wahrnehmung eines knappen Viertels offenbar nicht genug.[35] Dass Familie und Umfeld mehr leisten sollen, wird von rund einem Fünftel (22 %) erwartet. Von der Kirche oder anderen Glaubenseinrichtungen erwarten dies noch 19 Prozent. Dass bereits genug getan wird, ist schliesslich die Ansicht von acht Prozent der Befragten.

Aufgrund des politisch relevanten Wertekonflikts zwischen Eigenverantwortung und staatlicher Unterstützung ist auch von einem politisch-ideologisch geprägten Antwortverhalten auszugehen. Was die Hilfe für Unterstützungsbedürftige anbelangt, so werden politisch links Stehende wohl mehr vom Staat, politisch rechts Stehende wohl mehr vom Individuum oder seinem Umfeld erwarten. So zumindest die aus der Theorie hergeleiteten Erwartungen. Diese Vermutungen werden indessen nur teilweise bestätigt. Wer sich links einstuft, erwartet tatsächlich mehr staatliche Hilfeleistungen (Land

[35] In der Schweiz verhält es sich indessen ähnlich. Die sotomo-Studie (Hermann et al. 2021: 26) weist aus, dass 63 Prozent der Schweizerinnen und Schweizer der Ansicht sind, gemeinnützige Organisationen leisten besonders viel. Gleichzeitig sind 22 Prozent der Meinung, gemeinnützige Organisationen sollten mehr leisten.

und Gemeinden) als sich rechts Einstufende.[36] Aber Linksstehende erwarten diesbezüglich auch von den Einzelnen wie auch von den gemeinnützigen Organisationen tendenziell mehr. Kurzum, wer sich links einstuft, erwartet, dass *generell mehr* für Hilfsbedürftige getan wird.

Abbildung 28: Akteure, die mehr für hilfsbedürftige Menschen leisten sollten (n = 822)



© Liechtenstein-Institut

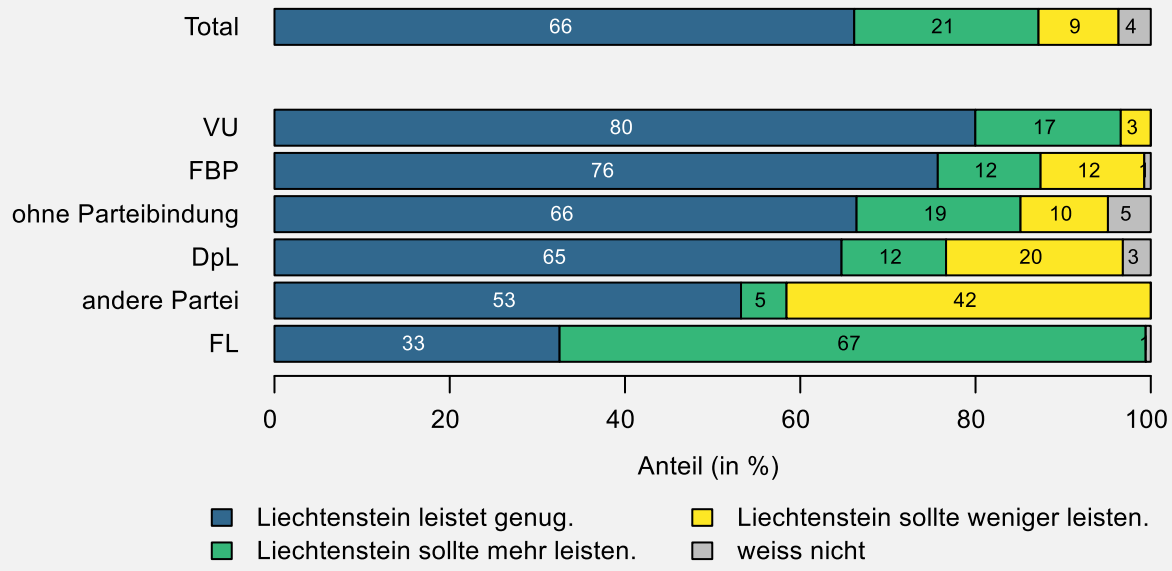
Zusammenfassend ist bezüglich Gemeinwohlorientierung festzuhalten, dass nur eine kleine Minderheit von weniger als zehn Prozent der Meinung ist, es müsse nicht mehr für Hilfsbedürftige getan werden.[37] Die allermeisten sind für Solidarität und Unterstützung, was zunächst für ein hohes Mass an Gemeinwohlorientierung spricht. Allerdings gehen die Meinungen auseinander, wenn es um die Frage geht, wer konkret Unterstützung leisten solle. Eine Mehrheit möchte diese Verantwortung primär dem Staat (Land und Gemeinden) überlassen. Dank dem hohen Wohlstandsniveau und dem hohen Steuersubstrat ist der Liechtensteiner Staat dazu gewiss auch besser in der Lage als viele anderen Staaten. Aber diese «Übertragung» der Solidaritätspflicht an den Staat ist gleichzeitig wohl die «günstigste» Form der Solidarität. Aufwendiger ist wohl die eigene, aktive Unterstützung Hilfsbedürftiger, die aber nur von rund einem Drittel der Befragten in stärkerem Ausmass gefordert wird.

Wenn es um internationale Solidarität geht, also gewissermassen um den Zusammenhalt auf globaler Ebene, so sind hingegen zwei Drittel der Befragten der Ansicht, Liechtenstein tue genug (Abbildung 29). 21 Prozent meinen, Liechtenstein müsse mehr tun, während neun Prozent gegenteiliger Ansicht sind. Das Antwortverhalten wird massgeblich von der politischen Haltung geprägt: Befragte, die mit der FL sympathisieren, erwarten in ihrer Mehrheit (67 %) vom Liechtensteiner Staat mehr betreffend internationale Solidarität, während die Anhängerschaft der beiden Grossparteien mit dem Status quo («Liechtenstein leistet genug») grossmehrheitlich (>75 %) zufrieden sind. Das trifft auch auf die DpL-Anhängerschaft zu, von denen überdies rund ein Fünftel (20 %) der Meinung ist, Liechtenstein tue diesbezüglich gar zu viel.

[36] 56 Prozent bzw. 73 Prozent der sich links aussen Einstufenden erwarten mehr von Gemeinden bzw. Land in Bezug auf Hilfe für Hilfsbedürftige. Für Linksstehende betragen die Werte 43 Prozent (Gemeinden) und 50 Prozent (Land), für Mitte-Stehende 34 bzw. 46 Prozent, für Rechtsstehende 41 bzw. 45 Prozent und für Rechtsaussenstehende 24 bzw. 35 Prozent.

[37] Das heisst überdies noch nicht, dass diese Menschen keine Gemeinwohlorientierung hätten. Diese Befragten sagen bloss, dass schon genug geleistet werde.

Abbildung 29: Beurteilung der Leistung des Staates Liechtenstein im Bereich der internationalen Solidarität, nach Parteisympathie (n = 822)



© Liechtenstein-Institut

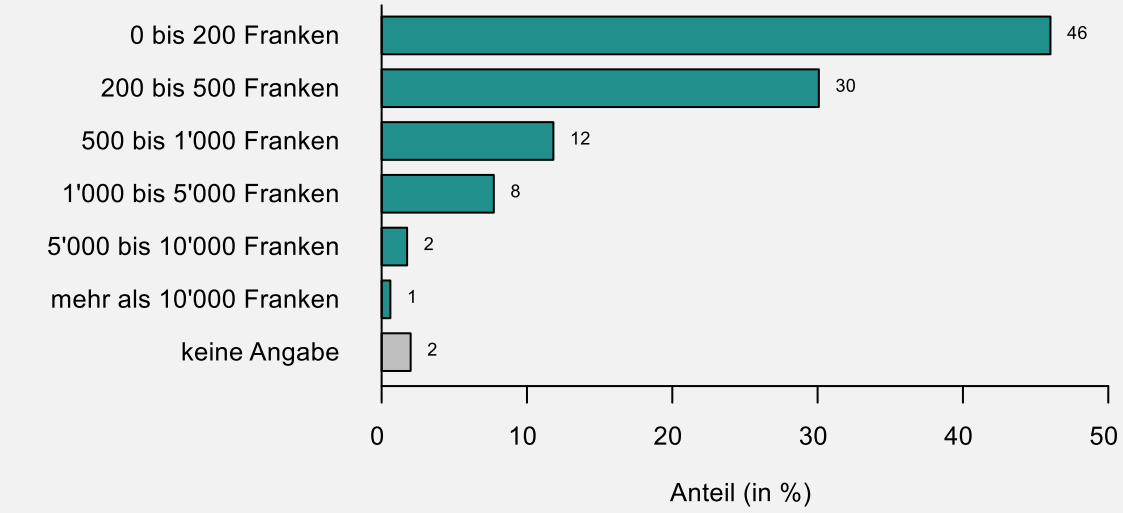
6.2 Solidarität

Solidarität drückt sich auf verschiedene Art und Weise aus, beispielsweise durch Spenden. Wer für ein gemeinwohlorientiertes Anliegen oder für andere Menschen bzw. Gruppen spendet, unterstützt deren Anliegen bzw. solidarisiert sich mit diesen Gruppen von Menschen. Die Spendenbereitschaft und das Ausmass der Spende sind dabei selbstredend auch von den individuellen finanziellen Ressourcen abhängig. Nicht alle sind in der Lage, (viel) zu spenden. Dies gilt es bei der Interpretation der nachfolgenden empirischen Befunde zu berücksichtigen. Aber wer spendet, zeigt ein gewisses Interesse am Gemeinwohl und ebenso ein gewisses Verantwortungsgefühl gegenüber der Gemeinschaft, denn grundsätzlich hätte der gespendete Betrag auch für eigene Zwecke verwendet werden können.

6.2.1 Spendenbereitschaft

Gespendet wird in Liechtenstein regelmässig (Abbildung 30). Etwas weniger als die Hälfte der Befragten (46 %) spendet zwischen 0 und 200 CHF pro Jahr, was indessen auch 0 CHF bedeuten kann, das heisst, ein (unbekannt hoher) Anteil spendet nichts. Etwa ein Drittel (30 %) spendet zwischen 200 bis 500 CHF, während zwölf Prozent 500 bis 1'000 CHF spenden. Fast jeder/jede Zehnte spendet einen Betrag zwischen 1'000 und 5'000 CHF. Die Höhe des Spendenbetrags ist erwartungsgemäss auch von der Höhe des Einkommens abhängig.

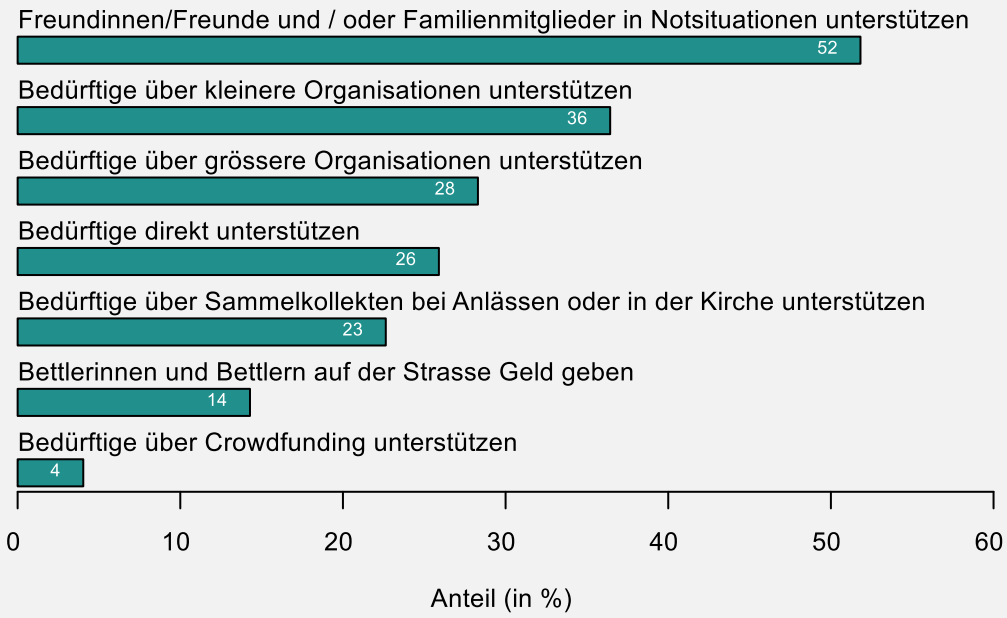
Abbildung 30: Spendenbetrag pro Jahr (n = 822)



© Liechtenstein-Institut

Rund die Hälfte der Befragten (52 %) unterstützen Freunde/Freundinnen und Familienmitglieder regelmässig (Abbildung 31). Der entsprechende Anteil in der Schweizer sotomo-Befragung betrug 44 Prozent (Hermann et al. 2021: 54). Unterschiede zwischen Merkmalsgruppen gibt es, aber meist nur geringe. Wo die Unterschiede gross sind, haben sie mit Einkommensverhältnissen und der generellen Lebenssituation zu tun (z. B. Alleinerziehende). Mehr als ein Drittel (36 %) spendet via kleinere Organisationen, während 28 Prozent an grössere Hilfsorganisationen spenden. Interessant ist der Vergleich mit der Schweiz, wo signifikant öfter an grössere (40 %) als an kleinere Organisationen (33 %) gespendet wird (Hermann et al. 2021: 54). Rund ein Viertel (26 %) leistet direkte finanzielle Unterstützung an Bedürftige. In der Schweiz ist es rund ein Drittel (34 %). Bedürftige werden aber auch über Sammelkollekten bei Anlässen oder in der Kirche unterstützt (23 %) oder – selten – über Crowdfunding (4 %). Bettlerinnen und Bettlern geben gemäss eigenen Angaben 14 Prozent regelmässig Geld. In der Schweiz sind es 17 Prozent (Hermann et al. 2021: 54).

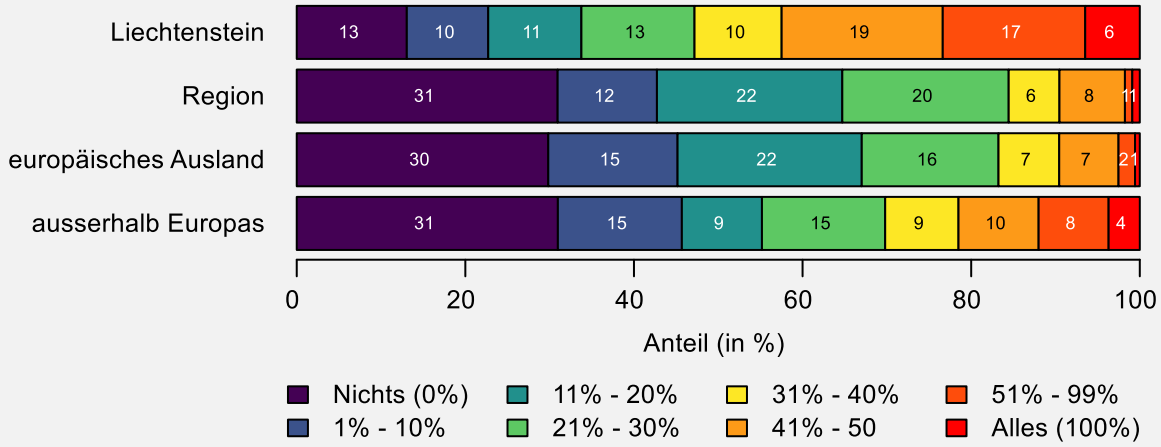
Abbildung 31: Art der regelmässigen finanziellen Unterstützung für bedürftige oder notleidende Menschen (n = 822)



© Liechtenstein-Institut

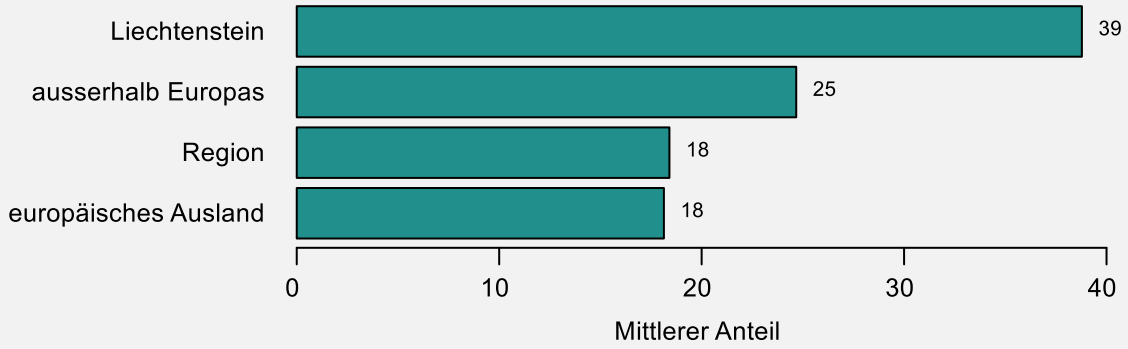
Daran anschliessend wurde gefragt, wie man eine grössere Geldsumme zur Linderung von Leid, Not und Bedürftigkeit prozentual zwischen verschiedenen geografischen Regionen einsetzen würde (Abbildung 32, Abbildung 33). Diese Frage ist hypothetischer Natur. Dabei zeigt sich, dass die Empathie und das Solidaritätsgefühl auch von der räumlichen Distanz abhängig sind. Priorisiert würde primär Liechtenstein. Sodann folgen das grenznahe Ausland (Region), das europäische Ausland und schliesslich Regionen ausserhalb Europas (vgl. für die Schweiz Hermann et al. 2021: 36). Im Prinzip zeigt sich dasselbe Muster wie bei der Frage nach der Verbundenheit (Abschnitt 5): Verbunden fühlt man sich primär mit dem Land, weniger mit der Region und noch weniger mit Europa. Entsprechend spendet man auch Geld: primär für unterstützungsbedürftige Zwecke oder Menschen im eigenen Land, dann allenfalls in der Region und zuletzt ausserhalb Europas. Hier zeigt sich nochmals der innere Zusammenhang zwischen der kollektiven Identität und der Gemeinwohlorientierung: Um eine Verantwortungspflicht gegenüber der Gemeinschaft zu spüren (und dieser Pflicht nachzukommen), muss man sich auch als Teil dieser Gemeinschaft verstehen. Dieser innere Zusammenhang zeigt sich überdies auch im signifikanten Unterschied zwischen nationaler und internationaler Solidarität (Abschnitt 6.1).

Abbildung 32: Hypothetische Aufteilung einer grösseren Geldsumme auf verschiedene Räume (n = 769)



© Liechtenstein-Institut

Abbildung 33: Hypothetische Aufteilung einer grösseren Geldsumme auf verschiedene Räume, Durchschnitt (n = 769)



© Liechtenstein-Institut

Welche Spendenzwecke sind in den Augen der Bevölkerung unterstützungswürdig und welche nicht bzw. weniger? Zuvorderst stehen Menschen mit Behinderung oder ältere und kranke Menschen (bzw. die damit verbundenen Pflegeleistungen) (Abbildung 34). Sodann folgen Katastrophenhilfe, Armutsbekämpfung, Sozial- und Nothilfe sowie Natur, Umwelt- und Tierschutz. Auch die Spendenkategorie «Krankheitsprävention und Krankheitsforschung» wird als Spendenempfänger von einem lediglich einstelligen Anteil der Befragten ausgeschlossen. Kurzum, für die soeben genannten Zwecke ist eine überwältigende Mehrheit bereit zu spenden.

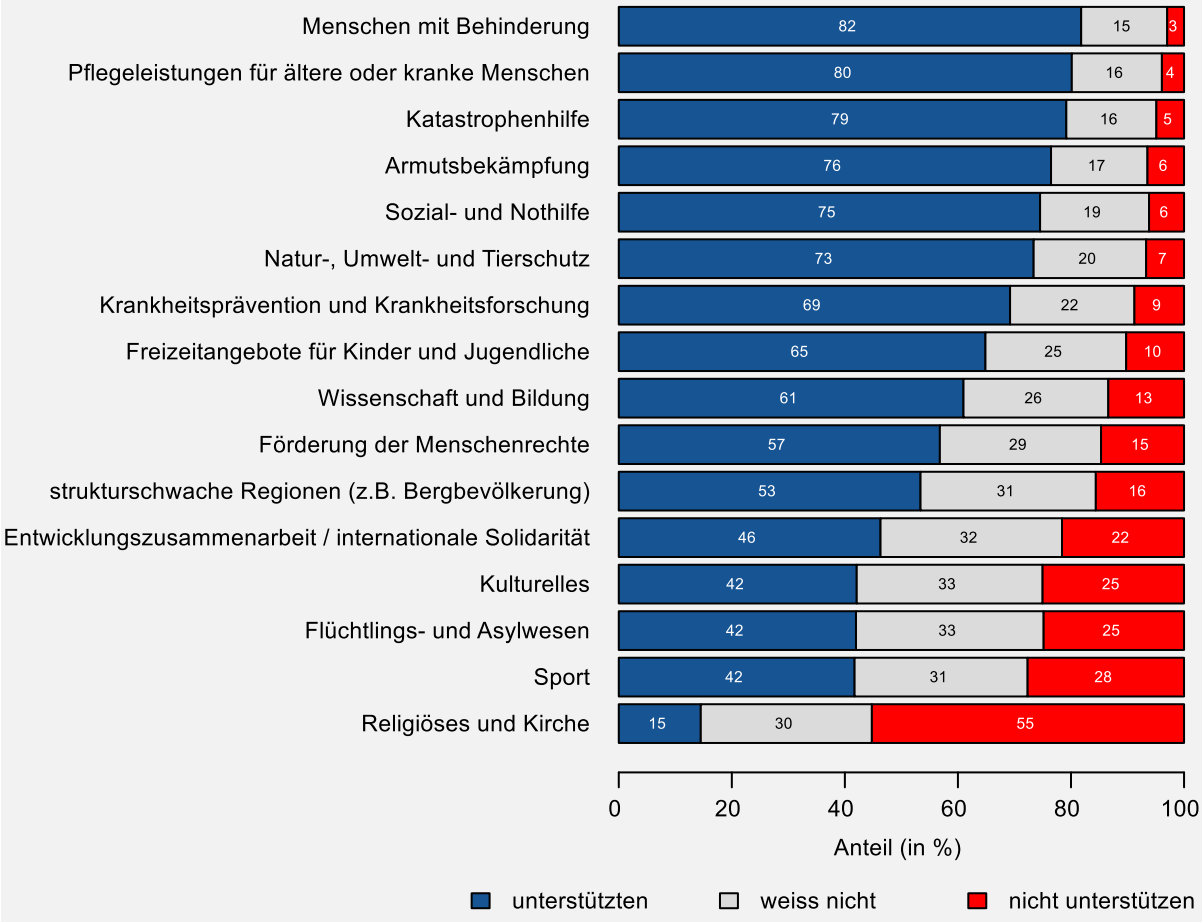
Freizeitangebote für Jugendliche und Kinder, Wissenschaft und Bildung, Förderung der Menschenrechte und strukturschwache Regionen werden ebenfalls mehrheitlich als unterstützungswürdig erachtet. Eine Minderheit (10–16 %) will für diese Zwecke hingegen nicht spenden.

Andere Spendenzwecke sind in der Bevölkerung etwas umstrittener. Entwicklungszusammenarbeit/internationale Solidarität gehören dazu, ebenso wie Kulturelles, Flüchtlingswesen und Asyl und der Sport. Die Unterstützungswürdigkeit dieser Spendenzwecke unterscheidet sich, wenig überraschend, erheblich zwischen den politischen Lagern. Spenden für Entwicklungszusammenarbeit oder für das Asyl- und Flüchtlingswesen wird von FL-Sympathisierenden fast unisono (97 bzw. 96 %) als relevant eingestuft, während nur eine Minderheit der DpL-Anhängerschaft die beiden Bereiche mit

Spenden unterstützen will (Entwicklungszusammenarbeit/internationale Solidarität: 29 %; Flüchtlings- und Asylwesen: 40 %). Die Anteile der Anhängerschaften der beiden Grossparteien liegen zwischen den Anteilswerten für FL und DpL. Auch die Kultur ist als Spendenzweck links beliebter als rechts, während es sich beim Sport umgekehrt verhält. Diese ideologischen Gräben sind bei den weiter oben genannten Spendenzwecken deutlich geringer oder gar nicht existent.

Das Schlusslicht der Spendenrangliste bildet die Kategorie «Religiöses und Kirche». Eine Mehrheit (55 %) ist hierfür nicht bereit zu spenden.[38]

Abbildung 34: Spendenzwecke, die man am ehesten unterstützen würde (n = 822)



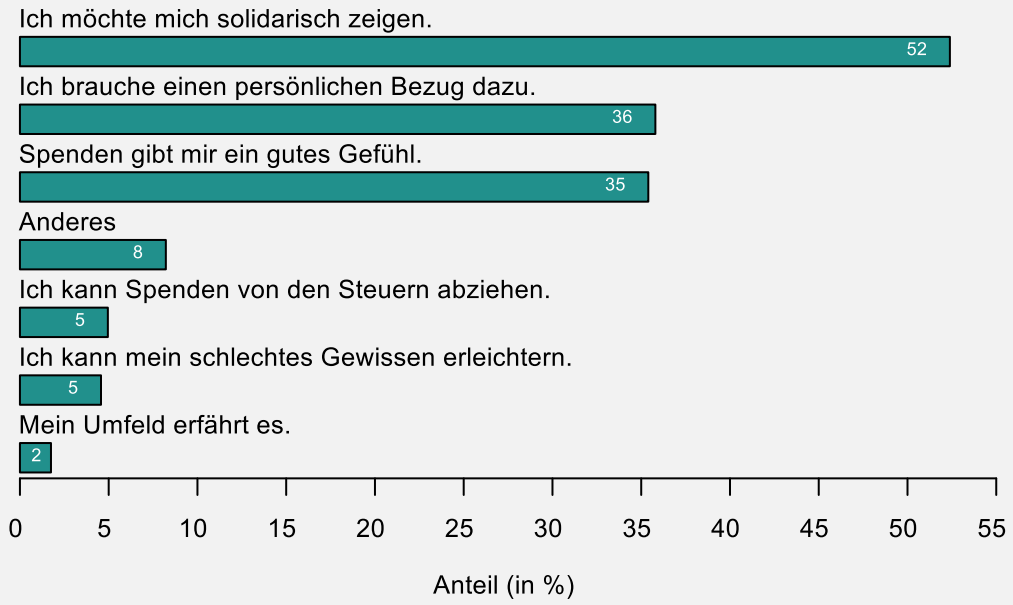
© Liechtenstein-Institut

Gespendet wird, wie in den einleitenden Worten vermutet, primär aus Solidarität: 52 Prozent der Spenderinnen und Spender gaben dies als Motiv an (Abbildung 35). FL-Sympathisierende kolportierten diesen Grund besonders oft (75 %), DpL- Sympathisierende seltener (43 %). Aber alles in allem ist die Solidarität, also die Gemeinwohlorientierung, der Hauptbeweggrund der Spendenbereitschaft. Etwas mehr als ein Drittel (36 %) braucht einen persönlichen Bezug zum Empfängerkreis oder zur Sache, die finanziell unterstützt werden soll. Beinahe gleich vielen (35 %) verleiht eine Spende ein gutes Gefühl. Junge (16–25 Jahre) nannten diesen Grund besonders oft (58 %). Acht Prozent gaben weitere, vereinzelte Gründe an wie z. B. «christliche Nächstenliebe», «weil wir es uns leisten können», «als Dank» oder «Menschlichkeit» (u. a. m.). Fünf Prozent gaben an, dass der Steuerabzug auch eine Rolle

[38] Die Schweizer Rangliste der unterstützungswürdigsten Spendenzwecke sieht ähnlich aus (Hermann et al. 2021: 40). An letzter Stelle – ebenfalls mit gehörigem Abstand – rangiert Religiöses und Kirche.

spielte,[39] während weitere fünf Prozent ihr Gewissen mit einer Spende erleichtern wollen. Zwei Prozent gaben schliesslich an, dass ihre Spende auch ein Signal nach aussen abgeben solle («mein Umfeld erfährt davon»).

Abbildung 35: Gründe für Geldspenden (n = 769, Mehrfachnennungen möglich)



Bemerkung: Gefiltert auf Personen, die mindestens einen Grund angaben.
© Liechtenstein-Institut

Auf die Frage hin, warum man (generell oder in einem bestimmten Einzelfall) nicht spendet, antworteten 56 Prozent, sie hätten kein bzw. wenig Vertrauen in Spendenorganisationen (Abbildung 36). Dies bezieht sich logischerweise auf eine finanzielle Unterstützung über eine Organisation (z. B. ein Hilfswerk), was aber nicht die alleinige Form des Spendens darstellt. Aber oftmals wird an Hilfswerke gespendet und offenbar gibt es in der Bevölkerung eine gewisse Skepsis gegenüber bestimmten Hilfswerken. Auf jeden Fall ist der Liechtensteiner Wert beinahe identisch mit dem Schweizer Wert (60 %), der in der sotomo-Studie (Hermann et al. 2021: 44) erhoben wurde.[40] Das Vertrauen in Spendenorganisationen korreliert nur schwach mit dem Vertrauen in Institutionen (z. B. Regierung oder Polizei etc.). Es ist demnach nicht ein generelles Misstrauen, welches die Skepsis gegenüber Spendenorganisationen befeuert. Vielmehr ist diese Skepsis in allen Merkmalsgruppen bis zu einem gewissen Grad verbreitet. Bei Älteren ist das Misstrauen allerdings stärker ausgeprägt als bei Jüngeren, im rechten politischen Spektrum überdies stärker als im linken Spektrum.

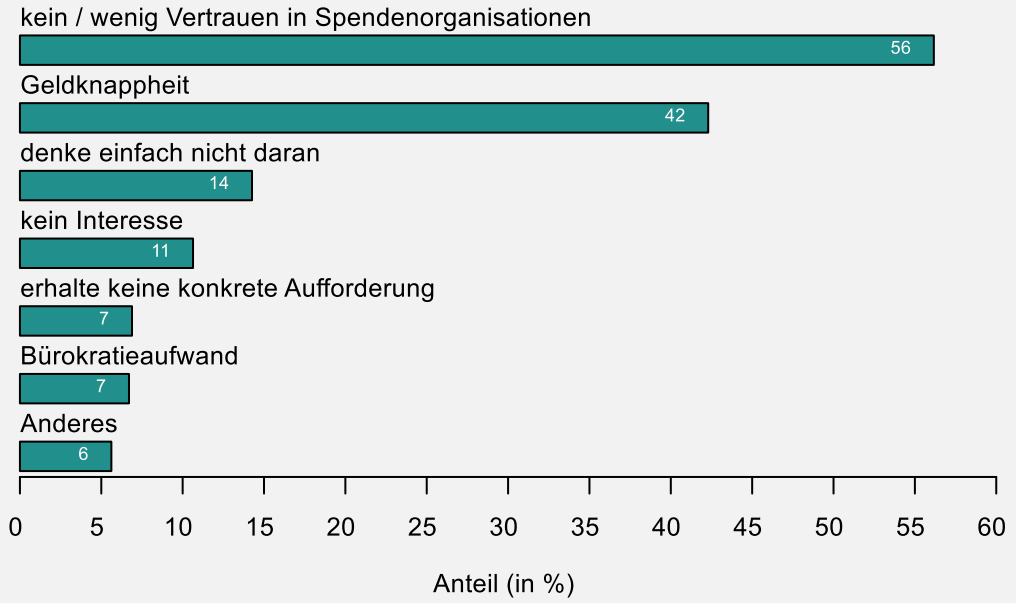
Zweithäufigster Hinderungsgrund ist Geldknappheit. Rund vier von zehn Befragten (42 %), die nicht spenden, fehlt gemäss eigenen Angaben das Geld dazu. Tatsächlich korreliert diese Motivangabe mit dem Haushaltseinkommen. Der Zusammenhang ist aber nicht derart stark. Auch in Haushalten mit über 20'000 CHF Einkommen wird bisweilen aus Geldknappheit auf eine Spende verzichtet (43 %)

[39] In der sotomo-Erhebung (Hermann et al. 2021: 43) gab ein Fünftel der Schweizerinnen und Schweizer den Steuerabzug als Faktor an, der dazu führe, dass sie eher bereit seien, andere finanziell zu unterstützen. Der Anteil ist demnach vier Mal so hoch wie in Liechtenstein. Es ist unklar, woher diese beachtliche Differenz rührt. Zu einem gewissen Teil hat es sicherlich mit dem Wortlaut der Frage zu tun, der in beiden Erhebungen recht unterschiedlich war.

[40] In der sotomo-Erhebung (Hermann et al. 2021) wurde die Frage wie folgt formuliert: «Was hindert Sie daran, Hilfsbedürftige über eine Organisation finanziell zu unterstützen?»

und umgekehrt geben längst nicht alle Befragten aus bescheideneren finanziellen Verhältnissen (< 4'000 CHF Haushaltseinkommen) Geldknappheit als Grund dafür an, wieso sie nicht spenden (31 %).

Abbildung 36: Gründe, nicht zu spenden (n = 468, Mehrfachnennungen möglich)



Bemerkung: Gefiltert auf Personen, die mindestens einen Grund angaben.
© Liechtenstein-Institut

Einige Befragte (14 %) gaben an, nicht ans Spenden gedacht zu haben, während etwa jede/jeder Zehnte (11 %) kein Interesse am Spenden hat. Weitere sieben Prozent benötigen gemäss eigenen Angaben eine Aufforderung zur Spende und gleich viele antworteten, dass sie der mit einer Spende verbundene bürokratische Aufwand abschreckt. Vergleicht man die Liechtensteiner Werte mit Werten aus einer Schweizer Erhebung (Hermann et al. 2021), so sind Parallelen, aber auch Unterschiede zu erkennen. Fehlendes Vertrauen in (bestimmte) Hilfswerke und Geldknappheit sind die häufigsten Gründe in beiden Ländern und auch die Anteilswerte stimmen beinahe überein. In der Schweiz wird indessen deutlich öfter angegeben (30 %), man habe schlicht kein Interesse daran zu spenden, im Vergleich zu Liechtenstein mit elf Prozent. Auch der bürokratische Aufwand scheint in der Schweiz stärker zu hemmen (17 %) als in Liechtenstein (7 %). Hingegen «vergessen» Schweizer und Schweizerinnen die Möglichkeit des Spendens seltener (4 %) als Liechtensteinerinnen und Liechtensteiner (14 %).

6.3 Anerkennung sozialer Ordnung und sozialer Regeln

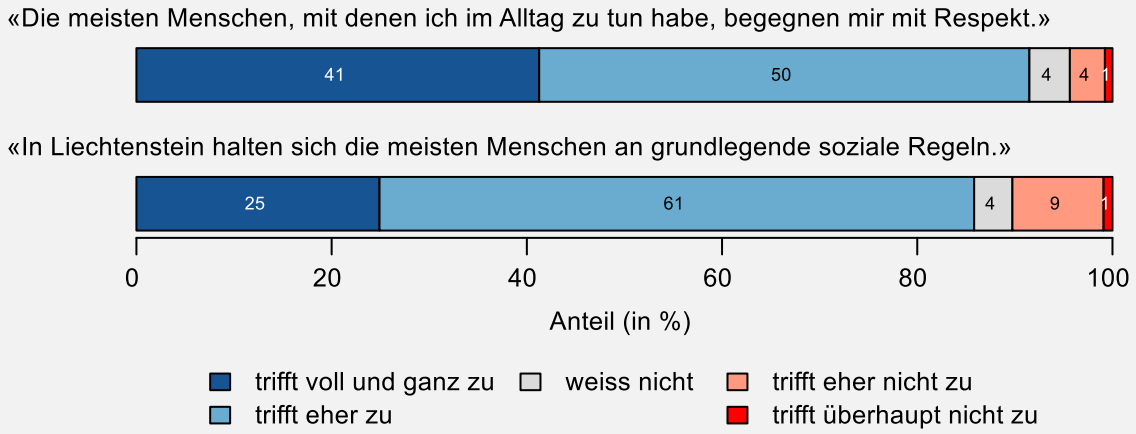
Die Anerkennung sozialer Regeln und Ordnungen ist ein nicht ganz unumstrittener Aspekt der sozialen Kohäsion. Es leuchtet zwar rasch ein, dass ein kooperatives Miteinander nur dann möglich ist, wenn sich alle an bestimmte, grundlegende gesellschaftliche Spielregeln halten. So ist beispielsweise das «Trittbrettverhalten» – also die Nutzung gemeinschaftlich erstellter Güter, ohne selbst dafür irgendetwas geleistet zu haben – der sozialen Kohäsion alles andere als zuträglich. Doch wie weit und einengend sollen oder dürfen diese Regeln sein? Überdies geht die Akzeptanz sozialer Normen oft mit geteilten Werten einher. Wo gemeinsame Werte vorhanden sind, besteht höhere Planungs- und Erwartungssicherheit (man weiss, wie sich der andere grundsätzlich verhält) und Kooperation gestaltet sich infolgedessen einfacher. Wo aber ist die Grenze zu ziehen zwischen gesellschaftlichen Regeln, die für alle gelten sollen und von denen möglichst nicht abgewichen werden soll, und der Akzeptanz von Diversität (siehe Abschnitt 4.4)? Gesellschaftliche Homogenität mag vielfach nützlich sein, hat aber

auch ihren Preis. In diesem empirischen Bericht soll es nicht um die Beantwortung der zuletzt genannten normativen Fragen gehen, sondern darum, wie die liechtensteinische Bevölkerung die Akzeptanz sozialer Regeln und Normen, unabhängig davon, wie sie sie definieren, wahrnimmt.

6.3.1 Wahrnehmung der sozialen Ordnung

Die allermeisten Befragten (91 %) sind der Ansicht, dass man in Liechtenstein respektvoll miteinander umgeht (Abbildung 37). Nur fünf Prozent sind gegenteiliger Ansicht. Eine beinahe gleich überwältigende Mehrheit (86 %) ist überzeugt, dass grundlegende soziale Regeln in Liechtenstein eingehalten werden. Zehn Prozent sehen das jedoch anders.

Abbildung 37: Aussagen und Wahrnehmungen (n = 867)



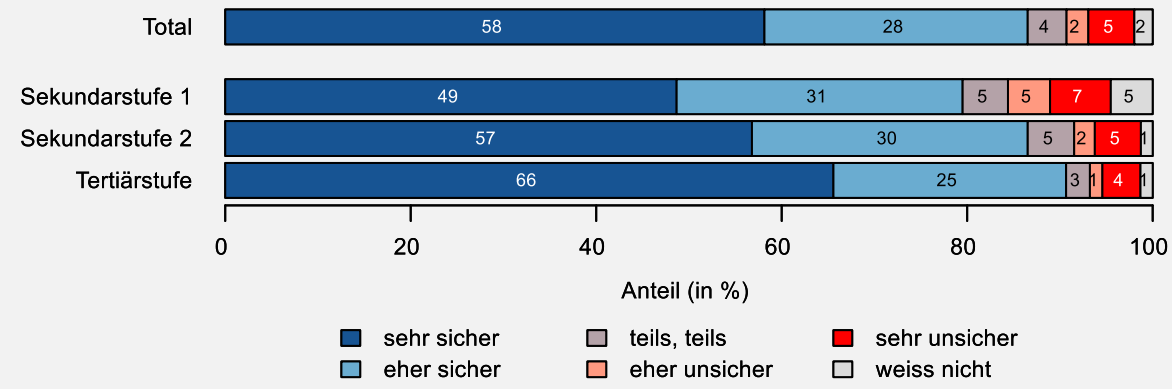
© Liechtenstein-Institut

6.3.2 Sicherheitsgefühl

Eine indirekte Messung der Anerkennung sozialer Regeln und Normen ist das Sicherheitsgefühl der Menschen. Wo grundlegende Regeln und Normen eingehalten werden, fühlt man sich im Allgemeinen sicher. Wie an anderer Stelle bereits erörtert (Abbildung 26), ist das Liechtenstein am häufigsten zugeschriebene Attribut die Sicherheit. Daher überrascht es auch nicht, dass 86 Prozent ihre Nachbarschaft als sicher beschreiben (58 % sehr sicher, 28 % eher sicher, siehe Abbildung 38). Dagegen fühlen sich nur sieben Prozent in ihrer Nachbarschaft unsicher (2 % eher unsicher, 5 % sehr unsicher), während vier Prozent sich teils sicher, teils unsicher fühlen. Das Sicherheitsgefühl ist demnach stark ausgeprägt.

Die Altersgruppe 65+ fühlt sich am sichersten in ihrer Nachbarschaft. Beinahe 70 Prozent der in dieser Altersgruppe Befragten gaben an, sich sehr sicher zu fühlen. Diese Altersgruppe korreliert stark mit der Gruppe an Befragten, die seit mehr als 20 Jahren am selben Ort wohnen und sich deshalb sehr sicher in ihrer Nachbarschaft fühlen. Auch Bildung scheint ein Indikator für wahrgenommene Sicherheit zu sein. So fühlen sich besser Gebildete durchwegs sicherer an ihrem Wohnort. So gaben 66 Prozent der Befragten mit einem Abschluss auf Tertiärstufe an, sich sehr sicher in ihrer Gemeinde zu fühlen, während es bei Personen mit Abschluss auf Sekundarstufe I bloss 49 Prozent waren. Ein ähnlicher Trend ist auch innerhalb der Einkommensgruppen zu betrachten: Besserverdienende fühlen sich grundsätzlich sicherer, wobei hier jedoch bei den Bestverdienenden (11’000 – 15’000 CHF p.m. und > 15’000 CHF p.m.) eine leichte Zunahme in den Kategorien «teils teils» und «sehr unsicher» festzustellen ist.

Abbildung 38: Gefühl der Sicherheit in der Nachbarschaft nach Bildungsabschluss (n = 843)



© Liechtenstein-Institut

Die Befragten hatten im Anschluss an diese Frage die Möglichkeit, in einem offenen Kommentarfeld anzugeben, weshalb sie sich sicher oder unsicher fühlen. Davon hat jedoch nur eine Minderheit Gebrauch gemacht.

Von denjenigen Personen, die sich sehr oder eher sicher fühlen, gaben nur knapp 16 Prozent eine Begründung ab. Dabei wird in rund vier von fünf Kommentaren die Betonung auf das gute Nachbarschaftsverhältnis sowie das friedliche und ruhige Umfeld gelegt oder erwähnt, dass man sich kennt und gegenseitig hilft. Beispiele hierfür sind etwa: «Man kennt sich und schaut zueinander», «in unserem Umfeld leben angenehme Leute», «Vertrauen in die Nachbarn» etc. Darüber hinaus wird verschiedentlich erwähnt, dass es schlicht und einfach keine Probleme in der Nachbarschaft gäbe (z. B. «Es gibt keinen Grund, sich nicht sicher zu fühlen»). Einzelne Personen, die zuvor angegeben hatten, dass sie sich eher sicher fühlen, erwähnten negative Punkte. Diese sind also als Begründung dafür zu lesen, weshalb man sich «nur» eher und nicht sehr sicher fühlt. Die wenigen entsprechenden Kommentare erwähnen Einbrüche und generell eine gewisse Kriminalität (z. B. «Viele Einbrüche in letzter Zeit», «Velodiebstähle», «Kriminalität ist angewachsen» etc.). Zudem gab es weitere Einzelnennungen.

Wie zuvor gezeigt, fühlen sich nur sieben Prozent der Befragten sehr oder eher unsicher (Abbildung 38). Von diesen gab wiederum nur ein Viertel eine inhaltliche Begründung an. Somit liegen nur ganz wenige Kommentare vor und eine valide Auswertung ist kaum möglich. Dies gilt auch für die Befragten, die die Sicherheit in der Nachbarschaft zuvor als «teils, teils» bewerteten. Von diesen vier Prozent hinterliess wiederum nur jede dritte Person einen inhaltlichen Kommentar. Am häufigsten wird ein schlechtes Nachbarschaftsverhältnis bemängelt oder in Einzelnennungen auf spezifische Dinge eingegangen.

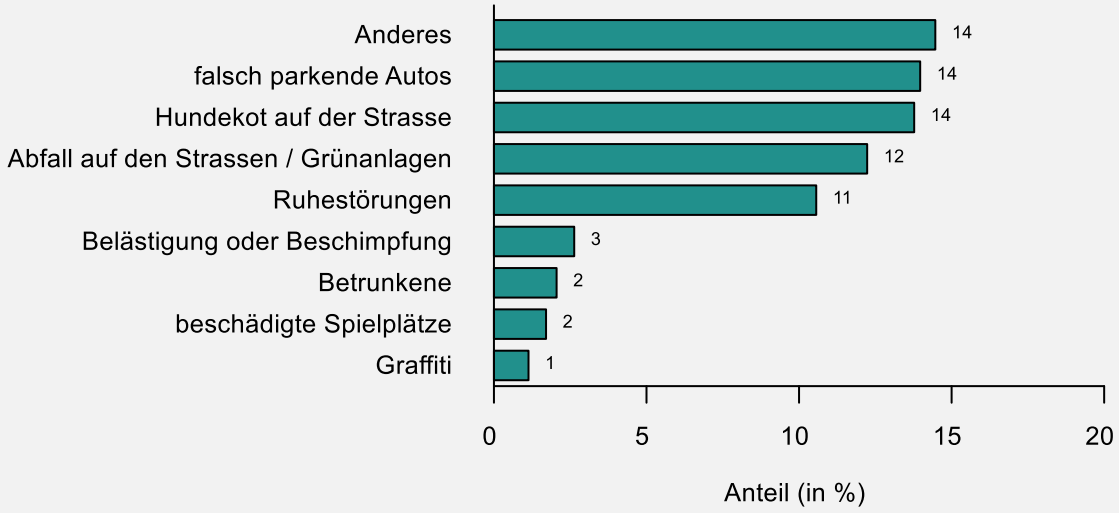
6.3.3 Soziale Ordnung in der Nachbarschaft

Sicherheit ist nicht das einzige Merkmal eines gut funktionierenden sozialen Gefüges. Deshalb wurde zusätzlich gefragt, ob es weitere Probleme in der Nachbarschaft gebe, welche die Betroffenen aus ihrer Sicht wohl als Verstösse gegen die sozialen Regeln wahrnehmen. Dabei wurden acht ausgewählte, aber in vergleichbaren Umfragen häufig angegebene Nachbarschaftsprobleme als Antwortkategorien präsentiert (Abbildung 39). Sah man seine eigene Problemwahrnehmung in den vorgegebenen Antwortkategorien nicht adäquat wiedergegeben, konnte man auch eigene Problemfelder angeben.

Von dieser Möglichkeit machten tatsächlich viele Befragten Gebrauch. Die Kategorie «Anderes» ist gar die am häufigsten gewählte Option. Schaut man im Detail auf die in diese Kategorie subsumierten Antworten, so fällt auf, dass die meisten explizit zum Ausdruck bringen wollten, dass es keine Probleme gebe. Die Antworten reichten von «keine Probleme» über «es ist zu ruhig» bis hin zu «zu viele

Bäume ;-)», was wir aufgrund des nachgestellten Emoticons als Ausdruck der allgemeinen Zufriedenheit mit der Nachbarschaft interpretierten.[41] Sodann ist weiter anzumerken, dass mehr als die Hälfte (53 %) der Befragten überhaupt kein Problem nannte oder mit «weiss nicht» antwortete. Kurzum, etwas mehr als die Hälfte hat kaum je oder gar nie ein (nennenswertes) Problem in der Nachbarschaft entdeckt. Daneben gaben 14 Prozent an, sie hätten schon Probleme mit falsch parkierten Autos gehabt. Fast gleich oft wurde nicht beseitigter Hundekot auf der Strasse genannt (14 %). Weitere zwölf Prozent sehen Abfall in den Strassen bzw. Grünanlagen und elf Prozent Ruhestörungen als Probleme an. Drei Prozent der Befragten empfinden Belästigung und Beschimpfung als Problem in der Nachbarschaft, für je zwei Prozent sind es Betrunkene oder beschädigte Spielplätze. Ein Prozent ist unzufrieden mit Graffiti in ihrer Nachbarschaft.

Abbildung 39: Probleme in der Nachbarschaft (n = 843)



© Liechtenstein-Institut

Schlüsselt man die Probleme nach Gemeinde auf, fällt auf, dass sowohl in Eschen-Nendeln als auch in Gamprin-Bendern Probleme mit falsch parkierten Autos auffallend oft genannt wurden. In beiden Gemeinden gaben je 27 Prozent der Befragten dieses Problem an. Generell gaben vor allem jene Befragten Probleme an (76 %), die zuvor auch von Spannungen in der Nachbarschaft berichteten.

6.3.4 Debatten- bzw. Diskussionskultur

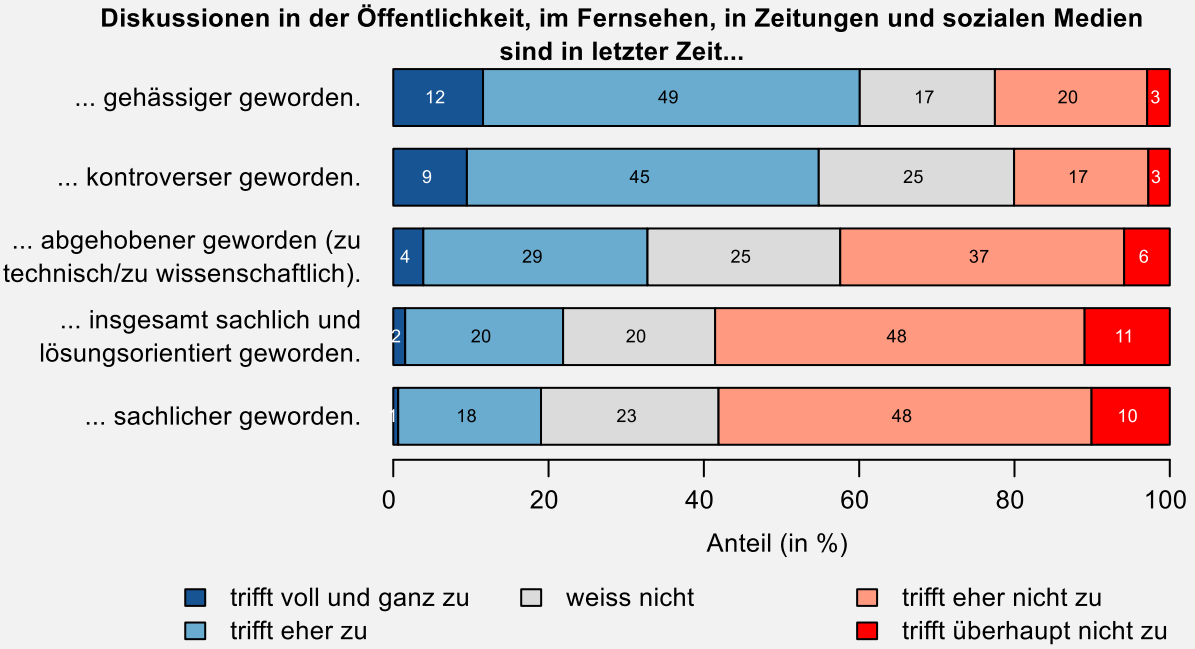
Ein spezifischer Aspekt der Akzeptanz sozialer Regeln und Normen ist die Wahrnehmung der Debatten- und Diskussionskultur im Land. Auch Diskussionen folgen idealerweise gewissen Spielregeln: Man hört dem Gegenüber zu, geht auf ihre bzw. seine Argumentation ein, auch dann, wenn man nicht einverstanden ist, und bemüht sich soweit als möglich um Konsens. Somit ist die Debattenkultur eine ganz spezifische Teildimension des sozialen Normengefüges einer Gesellschaft. Aber weil hierzulande in jüngerer Vergangenheit oftmals eine zunehmende Streitkultur bemängelt wurde, wurde just dazu eine Frage gestellt (Abbildung 40). Die Frage lautete, wie sich Diskussionen in der Öffentlichkeit, in Zeitungen und sozialen Medien in letzter Zeit verändert hätten – und zwar in Bezug auf fünf Attribute.

Generell ist zu vermerken, dass die Befragten die Entwicklung der Diskussionskultur[42] negativ einschätzen. Für zwölf Prozent der Befragten trifft es beispielsweise voll und ganz zu, dass der öffent-

[41] Ansonsten wurden primär Verkehrsprobleme (vor allem zu schnell fahrende Autos) genannt.
[42] Anzumerken ist, dass sich die Frage nicht auf die Diskussionskultur in Liechtenstein im Speziellen bezieht.

liche Diskurs gehässiger wurde, für fast die Hälfte der Befragten trifft dies zumindest eher zu. Gehässigkeit scheint mit Kontroversen einherzugehen, denn auch bei der Frage, ob öffentliche Diskussionen kontroverser geworden seien, stimmten 54 Prozent der Befragten mindestens eher zu. Gleichzeitig war hier jeder vierte Befragte unsicher, während bei der Zuordnung von Gehässigkeit 17 Prozent «weiss nicht» angaben.

Abbildung 40: Wahrnehmung der Diskussionen in der Öffentlichkeit, in Zeitungen und sozialen Medien (n = 867)



© Liechtenstein-Institut

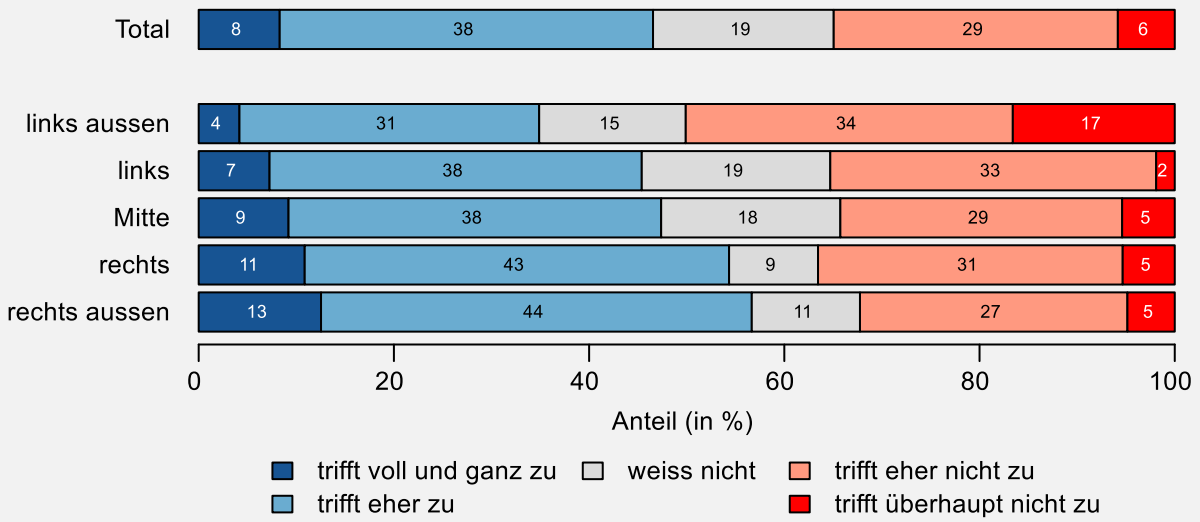
Die Frage, ob der öffentliche Diskurs abgehobener (d. h. zu technisch bzw. zu wissenschaftlich) geworden sei, polarisierte stärker als die klar positiven bzw. klar negativen Zuschreibungen an den öffentlichen Diskurs: 33 Prozent der Befragten neigen zu einer Einschätzung öffentlicher Diskussionen als «zumindest eher abgehobenen», während sich 43 Prozent eher gegen diese Zuordnung aussprechen. Jeder / jede Vierte beantwortete die Frage mit «weiss nicht». Sodann finden 59 Prozent zumindest eher nicht, dass der öffentliche Diskurs insgesamt sachlich und lösungsorientiert geworden sei und 58 Prozent der Befragten denken auch eher nicht, dass der Diskurs sachlicher geworden sei. Lediglich rund jede und jeder Fünfte steht bei diesen Fragen öffentlichen Diskussionen positiver gegenüber und meint, sie seien zumindest sachlicher oder insgesamt sachlich und lösungsorientiert geworden.

Bei einer tiefergehenden Analyse der Wahrnehmung des öffentlichen Diskurses nach Bildungsabschluss fällt auf, dass Befragte mit niedrigerem Bildungsniveau die Diskussionen in der Öffentlichkeit durchwegs positiver einschätzen als Befragte mit höherem Bildungsabschluss. Befragte mit einer Ausbildung auf Tertiärstufe schätzen den öffentlichen Diskurs sowohl kontroverser als auch gehässiger ein als Abgängerinnen und Abgänger der Sekundarstufe I. Gleichzeitig werden die Fragen, ob öffentliche Diskussionen «sachlicher geworden sind» und «insgesamt sachlich und lösungsorientiert geworden sind» von Personen mit einem niedrigeren Bildungsabschluss eher zustimmend beantwortet als von Personen mit einem höheren Bildungsabschluss. Nur bei der Frage nach wahrgenommener Abgehobenheit trifft dieser Trend nicht zu. Befragte mit höherem Bildungsabschluss schreiben dem

öffentlichen Diskurs eher keine Abgehobenheit zu, während er für Befragte mit Abschluss der Sekundarstufe II am ehesten als abgehoben wahrgenommen wird.

Darüber hinaus ist zu erwähnen, dass Befragte tendenziell desto stärkere Wahrnehmungen in Bezug auf den öffentlichen Diskurs haben, je weiter aussen sie sich auf dem politischen Links-Rechts-Spektrum positionierten. Komplementär dazu stehen Befragte der politischen Mitte dem öffentlichen Diskurs «milder» gegenüber und wählten eher die unbestimmteren Antwortkategorien «weiss nicht», «trifft eher nicht zu» oder «trifft eher zu».

Abbildung 41: Diskussionskultur; Meinungen zur Aussage «Auch früher gab es schon viele strittige Themen in unserer Gesellschaft, aber so viel Streit wie heute gab es noch nie.» (n = 867)



© Liechtenstein-Institut

Umstritten ist schliesslich auch die Frage, ob die gesellschaftliche Polarisierung in Liechtenstein zugenommen habe oder nicht (Abbildung 41). Knapp die Hälfte (46 %) sieht keine Zunahme der Polarisierung, ein sattes Drittel (35 %) hingegen schon. Der Rest (19 %) ist unschlüssig. Der Links-Rechts-Gegensatz ist auch bei dieser Frage virulent, aber für die Erklärung des Antwortverhaltens nicht derart zentral wie zuvor bei der Einschätzung der Migrationsfolgen (Abschnitt 4.4). Im linken Spektrum ist die Ansicht, wonach so heftig gestritten wird wie nie zuvor, weniger verbreitet als im rechten Spektrum. Ältere Befragte sind überdies eher als Junge der Ansicht, es werde heftiger gestritten als zuvor. Dies ist nicht derart erstaunlich: Je jünger man ist, desto weniger Vergleichsmöglichkeiten (in der Vergangenheit) hat man. Dies äussert sich vor allem darin, dass Junge diese Frage signifikant öfter mit «weiss nicht» beantworteten.

7 LEBENSZUFRIEDENHEIT

Der letzte Abschnitt ist peripheren Aspekten des sozialen Zusammenhalts gewidmet. Diese Aspekte sind nicht Teil der Definition des sozialen Zusammenhalts, aber beeinflussen den sozialen Zusammenhalt bzw. werden von diesem beeinflusst. Dazu gehört die individuelle Lebenszufriedenheit (Abschnitt 7.1), die in einer Wechselbeziehung zur sozialen Kohäsion steht: Einerseits bedingt die Lebenszufriedenheit den sozialen Zusammenhalt, andererseits wird sie vom Zusammenhalt bedingt. Wer sich nicht dazugehörig fühlt, sozial isoliert ist oder nachbarschaftliche Spannungen erleben muss, wird mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit auch unzufrieden mit dem Leben sein. Umgekehrt werden mit dem Leben Unzufriedene sich voraussichtlich eher weniger in das gesellschaftliche Leben einbringen wollen.

Sodann soll auch das liechtensteinische Sorgenbarometer präsentiert werden (Abschnitt 7.2). Neben seiner primären Funktion als Sorgenindikator liefert das Sorgenbarometer auch Hinweise, wie belastend (fehlende) Aspekte des Miteinanders von der Bevölkerung empfunden werden.

7.1 Zufriedenheit mit dem Leben

Ein guter gesellschaftlicher Zusammenhalt einer Gesellschaft äussert sich, wie erwähnt, unter anderem durch eine hohe Lebenszufriedenheit. Menschen, die gute soziale Netze und ein hohes Vertrauen in ihre Mitmenschen haben und an der Gesellschaft teilhaben (Indikatoren für gesellschaftlichen Zusammenhalt), werden voraussichtlich auch von einer höheren Lebenszufriedenheit profitieren. Tatsächlich geben auch in dieser Umfrage Personen viel häufiger eine hohe Lebenszufriedenheit an, wenn sie den gesellschaftlichen Zusammenhalt als hoch bewerteten.[43]

Abbildung 42: Zufriedenheit mit dem Leben (n = 886)



© Liechtenstein-Institut

Die individuelle Lebenszufriedenheit wird von den Befragten im Schnitt bei 7.7 Punkten auf einer Skala von 0 bis 10 Punkten eingeordnet. Mit anderen Worten: Eine grosse Mehrheit der Befragten ist mit ihrem Leben grundsätzlich zufrieden. 81 Prozent gaben einen Wert über sechs Punkten auf der Skala an, wobei 14 Prozent aller Befragten gar voll und ganz mit ihrem Leben zufrieden sind (Abbildung 42). Ihre eigene Lage mit acht oder neun Punkten bewerten 45 Prozent der Befragten, während 29 Prozent ihre Lage als «verhalten positiv» mit sechs oder sieben Punkten bewerten.

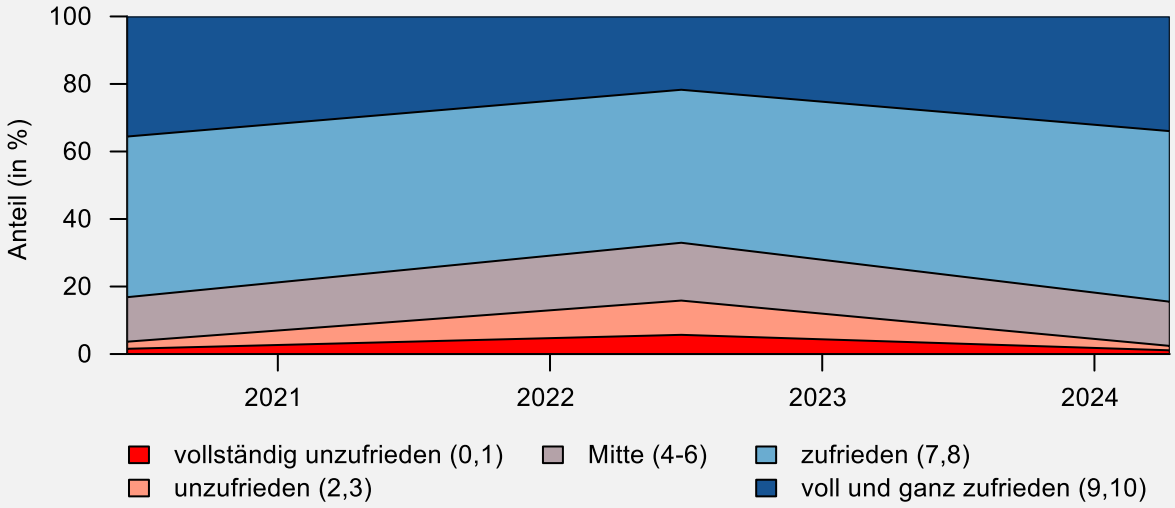
[43] Die bivariate Korrelation zwischen den beiden Fragen beträgt hochsignifikante .29.

Vollständig unzufrieden mit ihren Leben sind nur ganz wenige Befragten. Bloss jede/jeder zehnte Befragte gab der eigenen Lebenssituation einen Punktestand zwischen eins und fünf.

Es gibt demografische Merkmale, die als Prädiktoren für höhere Lebenszufriedenheit dienen können, beispielsweise das Alter. Mit steigendem Alter steigt die Lebenszufriedenheit tendenziell an. Die jüngste Alterskohorte ordnete sich durchschnittlich mit 6.9 Punkten auf der Skala ein, während die älteste Kohorte 8.4 Punkte vergab. In Anbetracht dessen, dass die Gesundheit als einer der zentralen Faktoren individueller Lebenszufriedenheit im Alter fast zwangsläufig schlechter wird, ist dies doch etwas überraschend. Zufriedener sind überdies Personen mit höherem Bildungsabschluss und Personen in Paarbeziehungen.

Soziale Beziehungen spielen ebenfalls eine zentrale Rolle bei der Lebenszufriedenheit. Aufgrund der Befunde ist gar davon auszugehen, dass sie eine *eminent wichtige* Rolle spielen. Menschen, die sich beispielsweise einsam fühlen, haben einen erheblich tieferen Zufriedenheitsdurchschnitt (6.3) als solche, die sich nie einsam fühlen (9.5). Selbiges trifft auf Befragte zu, die niemanden haben, der ihnen in der Not beistehen würde, sich aber jemanden wünschen würden (6.1). Tatsächlich steigt die individuelle Lebenszufriedenheit mit der Grösse des sozialen Netzwerks stetig an (von 8.3 auf 9.3) – mit der bemerkenswerten Ausnahme jener, die niemanden im Leben haben, der ihnen beisteht, aber darin auch kein Problem sehen (8.3).[44] Kurz gesagt wird die Lebenszufriedenheit massgeblich von der sozialen Integration eines Individuums bestimmt. Soziale Wärme und Geborgenheit sind wesentliche Elemente der individuellen Lebenszufriedenheit.

Abbildung 43: Zufriedenheit mit dem Leben, im Trend, Liechtensteinerinnen und Liechtensteiner ab 18 Jahren (n = zwischen 462 und 1'273)



Bemerkung: Aus Gründen der Vergleichbarkeit mit den Umfragen 2020 und 2022 beziehen sich die Daten einzig auf liechtensteinische Staatsbürger/innen mit Mindestalter 18 Jahren, ohne «weiss nicht»-Antwortkategorie.
© Liechtenstein-Institut

[44] Die Gruppe der «zufriedenen Einzelgänger» setzt sich im Übrigen primär aus Männern (70 %) zusammen. Ihre weiteren Antworten in der Befragung deuten darauf hin, dass ihre soziale Isolation (zumindest in Teilen) bewusst selbstgewählt ist und mit einer durchaus hohen Lebenszufriedenheit einhergeht.

Die Frage nach der Lebenszufriedenheit wurde vom Liechtenstein-Institut auch bereits in Umfragen 2020 und 2022 gestellt (Abbildung 43). Um die Werte vergleichbar zu machen, wurden nur Liechtensteiner Staatsbürgerinnen und Staatsbürger mit einem Mindestalter von 18 Jahren berücksichtigt und «weiss nicht»-Antworten weggelassen. Der Längsschnitt offenbart eine Abnahme der Lebenszufriedenheit im Jahr 2022, steigt heuer (2024) aber wieder auf das Niveau von 2020 an. Dies wird mutmasslich im Zusammenhang zur Corona-Pandemie stehen: Die Zufriedenheit nahm damals in Folge der Beschränkungen des sozialen Miteinanders augenscheinlich ab.

Im Vergleich mit ihren Nachbarstaaten sind Bewohnerinnen und Bewohner Liechtensteins – soweit vergleichbar – im Durchschnitt zufriedener als jene der Schweiz oder Österreichs. In Umfragen gaben Schweizerinnen und Schweizer zu sechs Prozent volle Zufriedenheit an, während sich 42 Prozent bei 8 oder 9 Punkten verorteten. In Österreich finden sich zwar etwas mehr sehr glückliche Personen (16 % mit 10 Punkten), aber in Liechtenstein wurde häufiger ein Wert zwischen 8 und 9 Punkte vergeben. Während in Liechtenstein jede zehnte Person ihre Lage zwischen 1 und 5 verortete, sind es in der Schweiz 25 und in Österreich 21 Prozent.[45]

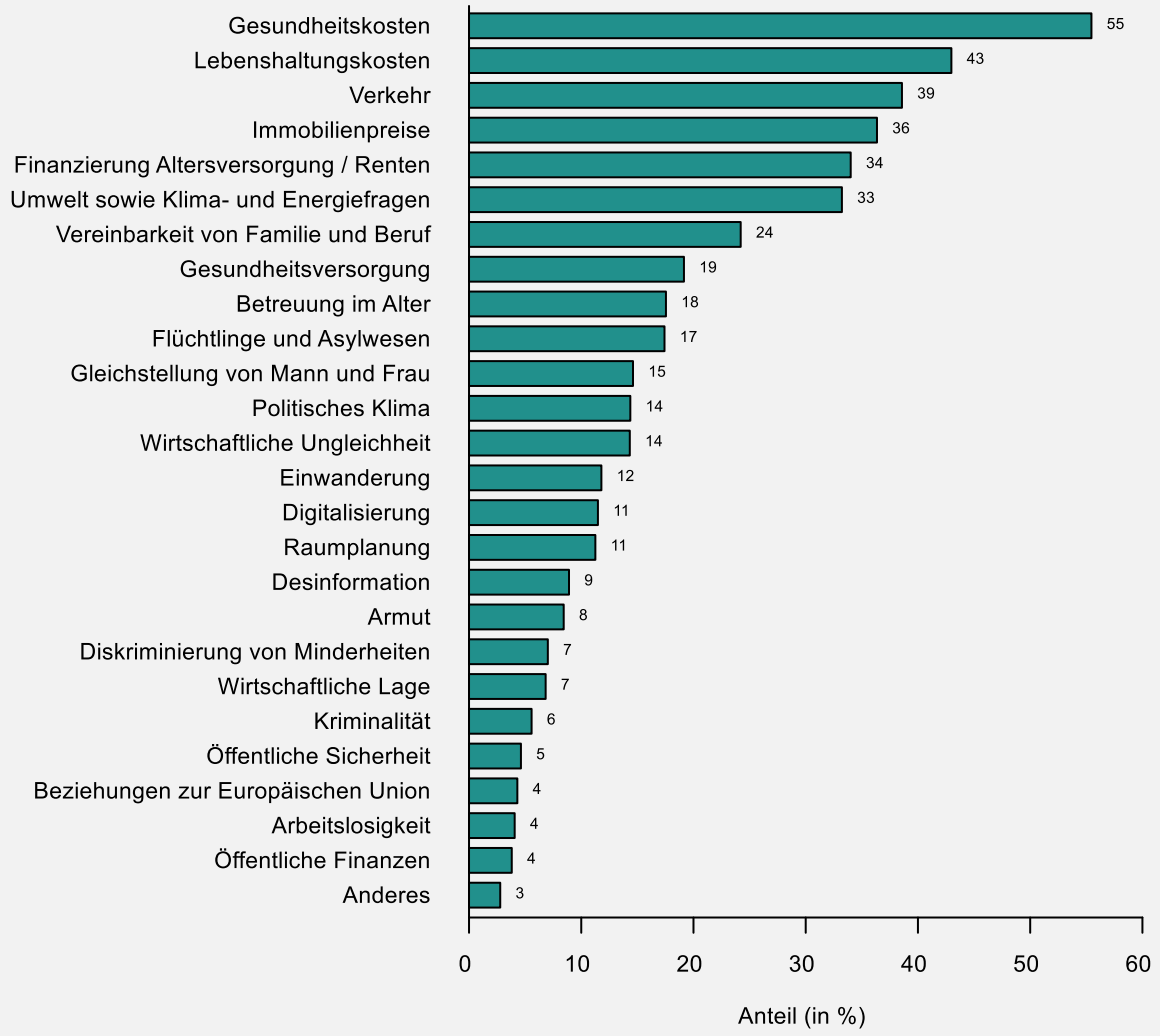
7.2 Drängendste Probleme Liechtensteins

Die Teilnehmenden an der Befragung wurden schliesslich auch nach den fünf wichtigsten Problemen befragt, denen Liechtenstein gegenübersteht. Abbildung 44 zeigt, wie häufig die abgefragten Probleme von den Befragten als eines der fünf grössten identifiziert wurde.

Auffallend ist, dass unter den Top 5 vier Probleme in Zusammenhang mit finanziellen Ausgaben stehen: Mehr als die Hälfte der Befragten gab Gesundheitskosten an, 43 Prozent gaben Lebenshaltungskosten, 36 Prozent Immobilienpreise und 34 Prozent die Finanzierung der Altersvorsorge als eine der fünf grössten Sorgen an. Weitere knapp 40 Prozent der Befragten sahen im Verkehr und jede dritte Person im Bereich Umwelt/Klima/Energie eines der drängendsten Probleme. Beinahe jede fünfte Person sieht die Gesundheitsversorgung und die Betreuung im Alter als wichtiges Problem an. 17 Prozent sorgen sich um die Themen Flüchtlinge und Asylwesen, während weitere zwölf Prozent der Befragten die Einwanderung als Problem nannten. Die Gleichstellung von Mann und Frau wurde von 15 Prozent als ein wichtiges Problem angesehen, während das politische Klima sowie die wirtschaftliche Ungleichheit von 14 Prozent der Befragten genannt wurden. Etwa jede zehnte Person sieht Digitalisierung, Raumplanung und Desinformation als drängende Herausforderung an. Unter zehn Prozent der Befragten gaben bei dieser Frage Armut, Diskriminierung von Minderheiten, wirtschaftliche Lage und Kriminalität an. Nur kleine Minderheiten von maximal fünf Prozent schrieben den Themen öffentliche Sicherheit, Beziehungen zur Europäischen Union, Arbeitslosigkeit und öffentliche Finanzen eine hohe Bedeutung zu.

[45] Österreich: Statistik Austria; Soziale Krisenfolgen; Tabellenband Welle 1 (https://www.statistik.at/statistiken/bevoelkerung-und-soziales/einkommen-und-soziale-lage/soziale-krisenfolgen), Credit Suisse Sorgenbarometer 2023 (https://www.gfsbern.ch/de/news/bevoelkerungsbefragung-wie-gehts-schweiz/)

Abbildung 44: Fünf wichtigste Probleme Liechtensteins (n = 880)



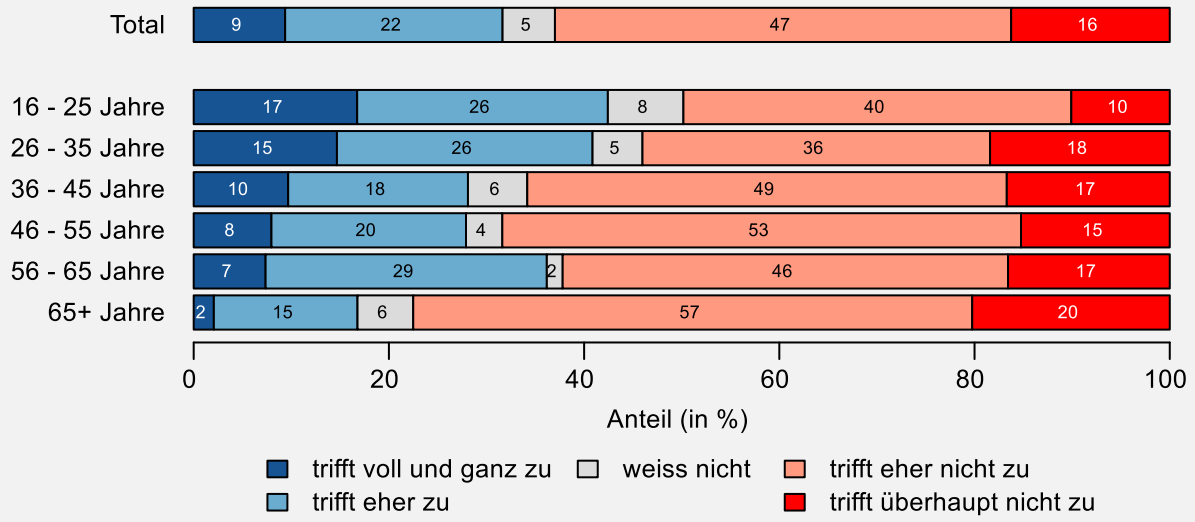
© Liechtenstein-Institut

Probleme, die mit dem sozialen Zusammenhalt direkt oder indirekt[46] zusammenhängen, wie Betreuung im Alter, Migration, Diskriminierung von Minderheiten, die Sicherheit (Anerkennung sozialer Regeln) oder wirtschaftliche Ungleichheit wurden demnach durchaus genannt, wenn auch nicht in derselben Häufigkeit wie finanzielle Sorgen, die Verkehrssituation oder Klima und Umwelt. Aber das gesellschaftliche Miteinander bzw. die Probleme damit beschäftigen die Menschen hierzulande schon.

[46] Da der gesellschaftliche Zusammenhalt ein vielschichtiges und mehrdimensionales Konstrukt ist, lassen sich die meisten der hier genannten Probleme in einen Zusammenhang mit der sozialen Kohäsion setzen.

Grosse Sorgen um die Zukunft im Generellen machen sich in Liechtenstein immerhin 31 Prozent der Befragten (Abbildung 45). Das ist zwar beileibe keine Mehrheit und tatsächlich sind beinahe zwei Drittel (63 %) der Befragten nicht gross um ihre Zukunft besorgt. Aber 31 Prozent bilden doch eine starke Minderheit. Wer ist diese Minderheit? Offenbar sind es vor allem zwei Gruppen: Einerseits junge, sich links aussen einstufende Befragte mit teils gar hohem Haushaltseinkommen und andererseits gering Verdienende, ebenfalls eher jüngere Befragte, die sich politisch aber rechts einstufen. Die Gründe für die Zukunftssorgen sind nicht dieselben: In der ersten Gruppe sind es die Umweltprobleme (v.a. Klimawandel), die die Zukunftsaussichten verdüstern, bei der letzteren Gruppe die wirtschaftlichen Aussichten.

Abbildung 45: Meinungen zur Aussage «Ich mache mir grosse Sorgen um meine Zukunft.» (n = 867)



© Liechtenstein-Institut

8 SCHLUSSFOLGERUNGEN

Wie steht es nun um den gesellschaftlichen Zusammenhalt in Liechtenstein? Die Quantität und Qualität der sozialen Beziehungen auf Mikroebene sind hoch. Etwas weniger technisch ausgedrückt: Die Menschen im Land pflegen in der Regel viele und überdies meist gute, intensive Kontakte mit ihren Mitmenschen. Eine relative Mehrheit der Wohnbevölkerung (40 %) hat vier bis neun Personen, die im Notfall mit Hilfe und Unterstützung zur Seite stehen. Einsamkeit und soziale Isoliertheit sind hingegen ein marginales (aber nichtsdestotrotz ernst zu nehmendes) Phänomen (12 %). Der Umgang mit den Nachbarinnen und Nachbarn ist in aller Regel gut, man unterhält sich im Normalfall regelmässig (54 %) oder hilft sich gar gegenseitig aus (40 %). Das idyllische Bild von Liechtenstein und dem harmonischen Miteinander in der Kleinräumigkeit, das Aussenstehende vom Land oft haben, ist in weiten Teilen durchaus zutreffend.

Nichtsdestotrotz gibt es eine kleine Minderheit, die kaum soziale Kontakte hat (8 %), sich oftmals einsam fühlt (12 %) und darunter auch leidet (3 %). Das schlägt sich etwa in einer Unzufriedenheit mit dem Leben nieder, welche diese Menschen trotz dem hohen materiellen Wohlstand hierzulande in der Befragung zum Ausdruck brachten. Überdies haben mehr als ein Fünftel (22 %) der hier Lebenden keinen oder kaum einen Kontakt zur Nachbarschaft. Keine nachbarschaftlichen Beziehungen zu pflegen, wird indessen nicht zwingend als negativ empfunden und ist bisweilen wahrscheinlich gar erwünscht. In einem anderen Kontext haben beispielsweise fünf Prozent der Befragten angegeben, sie hätten niemanden, auf den sie in Zeiten der Not zählen könnten. Diese Befragten sagten aber gleichzeitig, dass ihnen dies auch gar nichts ausmache. Freiraum, Privatsphäre und zuletzt auch eine gewisse selbstgewählte Anonymität machen für einige Menschen ebenfalls Lebensqualität aus. Das soll auch in einer Analyse des gesellschaftlichen Zusammenhalts nicht unerwähnt bleiben. Trotzdem ist die Anonymität unter Nachbarinnen und Nachbarn hierzulande bemerkenswert. Sie ist beispielsweise höher als in den ländlichen Regionen der Schweiz und vergleichbar mit jener in einer typischen schweizerischen Agglomerationsgemeinde. Dieser Befund sagt auch etwas über die Transformation Liechtensteins von einer vor Jahrzehnten noch primär ländlich geprägten Region mit einer homogenen Gesellschaftsstruktur (siehe z. B. Konfession) zu einer semi-urbanen und stärker heterogenen Gemeinschaft.

Soziale Kontakte werden überdies primär innerhalb der eigenen Familie, der eigenen Verwandtschaft und unter Gleichgesinnten oder Menschen mit ähnlichen Interessen (z. B. Vereinsmitglieder) oder ähnlicher Lebenssituation (z. B. Schule oder berufliches Umfeld) gepflegt. Solche starken *Bonding*-Beziehungen sind zunächst völlig normal. In jeder Gesellschaft sind diese Beziehungen wohl prädominant, so auch in Liechtenstein. Über *Bridging*- und *Linking*-Beziehungen Aussagen zu machen, fällt demgegenüber etwas schwerer. Die weiter oben bereits genannten Nachbarschaftsbeziehungen sind – weil oftmals nicht selbstgewählt – ein valabler Indikator für Beziehungen ausserhalb des eigenen sozialen Kreises. Diese Nachbarschaftsbeziehungen sind, wie gesagt, meist gut. In aller Regel sind auch Nachbarinnen und Nachbarn mit anderem Lebensstil, anderer Religion, Migrationshintergrund oder aus der LGBTQIA+-Community willkommen oder man steht ihnen neutral gegenüber. Letzteres spricht allerdings noch nicht für einen (intensiven) sozialen Kontakt. Akzeptanz des Andersseins und Pflege von Kontakten mit diesen Anderen sind zwei unterschiedliche Dinge. Die nachbarschaftliche Präsenz von Flüchtlingen/Asylbewerberinnen und Asylbewerbern, aber – in geringerem Ausmass – auch von Menschen mit anderer politischer Überzeugung bereiten hingegen einer nicht unerheblichen Zahl, wenn auch längst nicht einer Mehrheit, Probleme. Gerade bei politisch Andersdenkenden ist es aber ziemlich wahrscheinlich, dass man ihnen begegnet und mit ihnen auch zu tun hat – notabene in einem stark direktdemokratisch geprägten Kleinststaat, wo politische Diskussionen fast zwangsläufig sind und sich die Leute oftmals kennen. Hier ist also ein gewisses Konfliktpotenzial vorhanden.

Auf der Makroebene betrachtet ist das Vertrauen in institutionelle Netzwerke sehr stark ausgeprägt. Das Vertrauen in Institutionen, also etwa Gerichte, Fürstenhaus, Regierung und Landtag, ist im

internationalen Vergleich hoch. Natürlich gibt es auch Menschen hierzulande, die gewissen Institutionen wenig Vertrauen entgegenbringen, allen voran den Medien und den Parteien. Aber erstens ist es in der Regel eine Minderheit und zweitens kann, wie in vielen anderen Staaten, von einer regelrechten Erosion des Institutionenvertrauens keine Rede sein.

Das zivilgesellschaftliche Engagement ist ebenfalls stark ausgeprägt. Die Vereinsdichte ist hoch, die Anzahl Vereinsmitglieder und ehrenamtlich Tätiger ebenfalls. Erfreulich ist überdies, dass auch Neuzuzügerinnen und Neuzuzüger sowie Ausländerinnen und Ausländer stark im Vereinsleben integriert sind. Sport verbindet dabei ebenso wie Kultur und Bildung. Überdies wird Care-Arbeit geleistet, vornehmlich von Frauen und meist im innerfamiliären Rahmen. Ausserhalb der Familie wird deutlich seltener Betreuungsarbeit geleistet. Man erwartet dies – auch das ist ein Befund der vorliegenden Studie – primär vom Staat. Land und Gemeinden sollen diesbezüglich mehr leisten. Sich selbst sieht man hierzu seltener in der Verantwortung. Dies ist allenfalls die Schattenseite eines gut funktionierenden Sozialstaates: Die Verantwortung zur Unterstützung und Hilfeleistung Bedürftiger wird rasch dem Staat abgeschoben, auch weil der Staat diese Aufgabe in den Augen der Befragten faktisch gut erfüllt. Mit der Übertragung sozialer Hilfe an den Staat geht aber auch eine Anonymisierung der Unterstützung einher, die «menschlich-soziale» Komponente geht ein Stück weit verloren. Tatsächlich gaben auch einige Befragte just den Wohlstand hierzulande als Ursache des schwindenden Zusammenhalts an. In ihren Augen schwächt also etwas, das im Prinzip von den meisten angestrebt und positiv betrachtet wird (Wohlstand), gleichzeitig das Miteinander.

Zeitaufwendiges ehrenamtliches Engagement, beispielsweise in Vereinen, ist eher selten. Lediglich acht Prozent gaben in der Umfrage einen monatlichen Zeitaufwand von 20 oder mehr Stunden an. Freiwillige Organisationen, deren Mitgliedschaft mit regelmässigen Trainings oder Übungen einhergeht (freiwillige Feuerwehr, Samariterverein etc.) oder auch spezifische Funktionen wie das Präsidium, verlangen aber ein gewisses zeitliches Engagement. Es sind wohl auch diese Vereine (bzw. Funktionen), die Rekrutierungsprobleme haben (bzw. von Rekrutierungsproblemen betroffen sind). Ein Blick auf die Motive für ein ehrenamtliches Engagement erlaubt im Umkehrschluss, auf die Hemmnisse zu schliessen. Mehr Wertschätzung für die ehrenamtliche Arbeit, weniger Bürokratie und weniger Formalitäten sowie Anerkennung der mit dem Amt erworbenen Fähig- und Fertigkeiten würden möglicherweise helfen, die Rekrutierungsprobleme zu mindern.

Die Verbundenheit zum Land und das Zugehörigkeitsgefühl – Kernvoraussetzungen für eine Gemeinwohlorientierung – sind in Liechtenstein stark ausgeprägt. Rund drei Viertel empfinden sich als Teil der Gesellschaft, ihr also dazugehörig. Darunter sind auch viele ausländische Staatsangehörige, was für eine hohe Integrationsleistung Liechtensteins spricht. Eine Minderheit von rund zehn Prozent fühlt sich jedoch ausgeschlossen. Meist sind es Menschen, die sozial isoliert sind, kaum soziale Kontakte pflegen, aber emotional darauf angewiesen sind. Die Verbundenheit mit dem Land ist vergleichbar mit jener in anderen europäischen Staaten. Die Verbundenheit zu Europa ist hierzulande hingegen tiefer als in vielen anderen europäischen Staaten.

Wie bereits erwähnt, erwartet die Bevölkerung primär vom Staat, dass er sich um Hilfsbedürftige kümmert. Wenn es um Hilfe ausserhalb Liechtensteins geht, ist indessen eine Mehrheit der Ansicht, es werde schon genug getan. Auch die Spendenbereitschaft ist für Menschen (oder Zwecke) im eigenen Land relativ hoch. Weniger hoch ist sie für Zwecke oder Menschen ausserhalb des Landes oder der Region. Hauptsächlicher Grund ist nicht die (tatsächlich) geringere Verbundenheit mit diesen Regionen, sondern das fehlende Vertrauen in Spendenorganisationen. Wird für Zwecke im eigenen Land oder gar direkt gespendet, ist nicht nur ein direkter Bezug zum Empfänger vorhanden, sondern man ist offenbar auch stärker überzeugt, dass diese Spende auch da ankommt, wo sie ankommen soll.

Ist also (fast) alles gut im Lande Liechtenstein? Die Menschen hierzulande sehen das zunächst einmal ebenso. Fast 70 Prozent der Befragten schätzen den sozialen Zusammenhalt im Land als gut

ein, eine Minderheit (10 %) gar als sehr gut. Die Einschätzung der Befragten und die hier vorgenommene Messung des sozialen Zusammenhalts sind in weiten Teilen also deckungsgleich. Aber es gibt doch Anzeichen für einen zögerlich schwindenden Zusammenhalt. Fragt man, ob der Zusammenhalt in den vergangenen Jahren zu- oder abgenommen habe, antwortet rund die Hälfte, dass er abgenommen habe. Mit anderen Worten: Der soziale Zusammenhalt ist zwar nach wie vor stark, insbesondere wenn man zum Vergleich auch ins Ausland blickt. Aber früher war der Zusammenhalt stärker. Die Gründe dafür wurden auch abgefragt, wobei eine Vielzahl von Ursachen angegeben wurde: eine zunehmende Betonung des Individuums, die Corona-Zeit, demografische Entwicklungen wie Migration und Bevölkerungszuwachs, die Digitalisierung, die Polarisierung der Gesellschaft, aber auch der Wohlstand, der den sozialen Kitt offenbar brüchig macht. Weiter ist eine Mehrheit der Ansicht, dass Diskussionen gehässiger und kontroverser geworden sind und an Sachlichkeit eingebüsst haben. Ein gewisses Unbehagen betreffend sozialen Zusammenhalt ist in der Bevölkerung somit durchaus vorhanden – nicht im Vergleich mit dem Ausland, aber im Vergleich zu früher.

9 METHODISCHER STECKBRIEF

9.1 Die Befragung

Die Befragung wurde zwischen dem 20. Februar und 9. April 2024 durchgeführt. Die Grundgesamtheit bildete dabei die ständige Wohnbevölkerung in Liechtenstein zwischen 16 und 79 Jahren. Die Bruttostichprobe von 3'500 Zielpersonen wurde vom Amt für Statistik aus dem Zentralen Personenregister (ZPR) gezogen. Die Zielpersonen erhielten ein Einladungsschreiben, in welchem ein QR-Code aufgedruckt war, der eine Online-Teilnahme ermöglichte. Die entsprechenden Adressdaten stammten ebenfalls von Amt für Statistik. Das postalische Einladungsschreiben enthielt einen QR-Code sowie eine Internetadresse, mit welchen sich die Zielpersonen in die Online-Befragung einloggen und teilnehmen konnten. Das Schreiben enthielt überdies auch einen Hinweis darauf, dass man sich – sofern gewünscht – einen schriftlichen Fragebogen zusenden lassen könne. Rund 30 Teilnehmende machten von dieser Offline-Möglichkeit der Teilnahme Gebrauch. Der Rest füllte die Umfrage online aus. Nach rund zweieinhalb Wochen wurde ein Erinnerungsschreiben versandt. Insgesamt flossen 891 auswertbare Interviews in die Analyse ein, was einer Ausschöpfungsquote von rund 25 Prozent entspricht.

9.2 Die Stichprobe

In der Umfrage wurden gewisse soziodemografische Merkmale erhoben, deren Verteilungen in der Grundgesamtheit bekannt sind. Sie erlauben eine Einschätzung der Repräsentativität des Samples. Zudem ermöglichen sie eine Kalibrierung der Stichprobe anhand der besagten Stichprobenmerkmale. Zunächst ist festzuhalten, dass die ungewichtete Stichprobe bereits hochrepräsentativ ist (Tabelle 2). Die Differenzen zwischen ungewichteten Stichprobenwerten und den Werten in der Grundgesamtheit sind insgesamt gering. Frauen und Männer beispielsweise sind in der Stichprobe (beinahe) gemäss ihren Anteilen in der Gesamtbevölkerung vertreten. Die grössten Abweichungen gibt es mit Blick auf den aktuellen Schulabschluss.

Die Stichprobendaten wurden in der Folge nach bekannten Bevölkerungsparametern gewichtet. Zu diesen Parametern gehören Geschlecht, Alter, Staatszugehörigkeit und höchster Bildungsabschluss.

Werte aus Bevölkerungsumfragen stellen stets Schätzungen dar. Jede Schätzung hat eine gewisse Unschärfe. Dieser Zufallsfehler beträgt bei einem Konfidenzniveau von 95 Prozent für das Gesamtsample und einer Anteilsverteilung von 50/50 rund +/−3.3 Prozentpunkte. Für kleinere Subgruppen, beispielsweise eine Merkmalsgruppe mit rund 200 Beobachtungen, wächst dieser Zufallsfehler auf knapp 6.9 Prozentpunkte an.

Tabelle 2: Merkmale der Umfrageteilnehmenden (in % der Stichprobe und in % der Grundgesamtheit)

	Stichprobe	Grundgesamtheit
Geschlecht*		
Männlich	43.8 % (391)	49.6 % (19’688)
Weiblich	55.6 % (495)	50.4 % (19’989)
Andere	0.6 % (5)	
Altersklasse*		
16–25 Jahre	9.7 % (86)	12.9 % (4’100)
26–35 Jahre	13.9 % (123)	15.5 % (4’924)
36–45 Jahre	17.5 % (155)	16.5 % (5’243)
46–55 Jahre	21.9 % (194)	19.0 % (6’035)
56–65 Jahre	22.5 % (199)	18.8 % (5’967)
66–79 Jahre	14.4 % (127)	17.2 % (5’451)
(aktueller) Schulabschluss**		
kein Abschluss/obligatorische Schule	10.5 % (94)	19.5 % (6’101)
Diplommittelschule	1.7 % (15)	5.3 % (1’669)
Berufliche Grundbildung	27.8 % (248)	35.9 % (11’227)
Maturität	5.7 % (51)	8.1 % (2’532)
Höhere Fach- und Berufsausbildung	17.8 % (159)	9.8 % (3’051)
Universität, Fachhochschule, Höhere Fachschule	33.6 % (323)	21.4 % (6’698)
Staatszugehörigkeit**		
Liechtenstein	43.6 % (350)	47.0 % (18’343)
Liechtenstein und andere	16.1 % (129)	18.6 % (7’245)
Andere	38.0 % (305)	34.5 % (13’467)
Gemeinde/Wohnort*		
Balzers	11.4 % (102)	11.9 % (4’729)
Planken	1.4 % (13)	1.2 % (483)
Schaan	13.6 % (121)	15.3 % (6’055)
Triesen	13.0 % (116)	13.7 % (5’452)
Triesenberg	6.0 % (60)	6.7 % (2’641)
Vaduz	14.7 % (131)	14.6 % (5’811)
Eschen-Nendeln	10.2 % (91)	11.6 % (4’594)
Gamprin-Bendern	4.9 % (44)	4.4 % (1’743)
Mauren-Schaanwald	11.8 % (105)	11.4 % (4’532)
Ruggell	6.6 % (59)	6.3 % (2’518)
Schellenberg	3.0 % (27)	2.8 % (1’119)

* Stand am 31. Dezember 2022, Quelle: Amt für Statistik (eTab)
** Stand am 31. Dezember 2020, Quelle: Amt für Statistik (Volkszählung)

10 LITERATURVERZEICHNIS

Banfield, Edward G. (1958). The Moral Basis of a Backward Society. New York: Free Press.

Boehnke, Klaus, Georgi Dragolov, Regina Arant und Kai Unzicker (2022). Gesellschaftlicher Zusammenhalt in Baden-Württemberg 2022.

Chiesi, Antonio M. (2004). Social cohesion and related concepts. In Nikolai Genov (Hrsg.), Advances in Sociological Knowledge: Over half a Century. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 205–219.

Coburn, David (2004). Beyond the income inequality hypothesis: Class, neo-liberalism, and health inequalities. Social Science & Medicine 58(1), 41–56.

Durkheim, Emile (1893). De la Division du Travail Social: Étude Sur L'organisation de Sociétés Supérieures. Paris: Félix Alcan.

European Commission (2024). Eurobarometer 99.4 (2023). Köln: Gesis (DOI 10.4232/1.14167)

Frick, Karin, Marta Kwiatkowski und Jakub Samochowiec (2022). Hallo Nachbar*in. Rüschlikon: Gottlieb Duttweiler Institute.

Frommelt, Christian, Thomas Milic und Philippe Rochat (2023). Die Corona-Pandemie aus der Sicht von Gesellschaft, Politik und Verwaltung. Synthese aus verschiedenen Umfragen und weiteren Analysen. Gamprin-Bendern: Liechtenstein-Institut.

Frommelt, Christian und Philippe Rochat (2022). Lie-Barometer. Ergebnisse einer Onlineumfrage zu Lebenszufriedenheit und Sorgen der Liechtensteinerinnen und Liechtensteiner sowie weitere Themen. LI Aktuell Nr. 3/2022. Gamprin-Bendern: Liechtenstein-Institut.

Forum Freiwilligenarbeit (2005). Freiwilligenarbeit in der Schweiz. Neuenburg: Bundesamt für Statistik.

Gottschald, Marc und Michael Nenning (2024). Vereine und Betätigungsbereiche in Liechtenstein. Eine quantitative Erhebung. Vaduz: Universität Liechtenstein.

Hagen, Angelika (2008). Sozialkapital und Wohlbefinden. Wien: Hagen Consult.

Hermann, Michael, Anna John und Virginia Wenger (2021). Glückskette Solidaritäts-Barometer 2021. Zürich: sotomo.

Hulse, Kath und Wendy Stone (2007). Social cohesion, social capital and social exclusion. Policy Studies 28(2), 109–128 (DOI https://doi.org/10.1080/01442870701309049).

Jenson, Jane (1998). Mapping social cohesion: The state of Canadian research. Ottawa: Canadian Policy Research Networks.

Lamprecht, Markus, Rahel Bürgi und Hanspeter Stamm (2020). Sport Schweiz 2020: Sportaktivität und Sportinteresse der Schweizer Bevölkerung. Magglingen: Bundesamt für Sport.

Moustakas, Louis (2023). Social Cohesion: Definitions, Causes and Consequences. Encyclopedia 2023, 3(3), 1028–1037 (DOI: https://doi.org/10.3390/encyclopedia3030075)

Phillips, David (2006). Quality of life: concepts, policy and practice. London: Routledge.

Portes, Alejandro (1998). Social Capital: Its origins and applications in modern sociology. Annual Review of Sociology 24, 1–24.

Putnam, Robert (2000). Bowling Alone. New York: Simon & Schuster.

Schiefer, David und Jolanda van der Noll (2017). The Essentials of Social Cohesion: A Literature Review. Social Indicators Research 132(2), 579–603.

Schiefer, David, Jolanda van der Noll, Jan Delhey und Klaus Boehnke (2012). Kohäsionsradar: Zusammenhalt messen. Bertelsmann Stiftung.

Simmel, Georg (1964). Conflict and the Web of Group Affiliations. New York: Free Press.

Szreter, Simon und Michael Woolcock (2004). Health by Association? Social Capital, Social Theory, and the Political Economy of Public Health. International Journal of Epidemiology, 33(4), 650–667 (DOI https://doi.org/10.1093/ije/dyh013).

Tönnies, Ferdinand (1887). Gemeinschaft und Gesellschaft. Berlin: Fues.



Liechtenstein-Institut · St. Luziweg 2 · 9487 Gamprin-Bendern · Liechtenstein
T +423 / 320 33 00 · info@liechtenstein-institut.li · www.liechtenstein-institut.li

ISBN 978-3-9525-7404-1